No. 49. Jahrgang IV. **Allgemeine** Berlin, 6. November 1895.

Israelitische Wochenschrift

Herausgeber A. Levin, Berlin. — **Jeschurun.** — Bezugspreis: vierteljährl. 2 Mk.

Erscheint an jedem Freitag. Bezugspreis für das Ausland: Mk. 2,50. Zu beziehen durch die Post, unsere Expeditionen und den Buchhandel

Redaktion und Verlag: Gr. Hamburgerstr. 21. Anzeigen, die Zeile 25 Pf., nehmen alle Annoncen-Expeditionen sowie unser Bureau entgegen.

Inhalt:

Sind die Makkabäer ausgestorben?

Im Gemeinde- wie im Gesellschaftsleben empfinden wir die Wahrheit des Berichtes, daß „die Nachkommen Korahs nicht gestorben sind.“ Sie bilden den Sauerteig im jüdischen Leben und sorgen dafür, daß es an Nährungsstoff — manchmal sogar ein bischen zu viel — nicht fehle; sie sind aber nicht immer willkommen, weil sie die Eigentümlichkeit haben, sich dann am meisten bemerkbar zu machen, wenn es den Betroffenen am unangenehmsten ist. Sie stiften viel Unheil, aber um des Segens willen, den sie bewußt und unbewußt im Gefolge haben, wollen wir diese geistigen Nachkommen Korahs, den sich ein Moses sogar hat gefallen lassen müssen, gern in den Kauf nehmen, zumal die Erregung von Unzufriedenheit nicht im Lager Israels allein heimisch ist, sondern alle Gesellschaftsklassen davon durchsetzt sind. Wir lassen sie uns gefallen, stolz aber sind wir auf sie durchaus nicht.

Zwei Jahrtausende lang aber war Israel ein Volk von Helden, ja es hat den höchsten Grad des Heldentums erlangt: das Martyrium, das nicht immer dem Geschmack der modernen Helden entsprechen würde. Allen Drohungen und Verfolgungen gegenüber haben unsere Väter und Mütter die Heldenfahne geschwungen mit der unsichtbaren Inschrift Juda Makkabi's: „Wer ist gleich dem Ewigen, keiner gleicht ihm unter den Göttern“ — und sie sind im Hinblick auf den Stolz Israels, auf die glorreichen Makkabäer selbst solche geworden. Wo ist der Stolz Israels? Warum fehlt es uns heute an Makkabäern, da wir ihrer viel mehr bedürften als zu allen Zeiten, weil der innere Glaubensmut nicht mehr so kräftig wirkt wie früher? Wir brauchen sie gegen den Feind im Innern und gegen den, welcher in allen Formen von außen gegen uns hereinbricht und den Ast absägen will auf dem wir sitzen, aber — sie sind nicht da.

Der Indifferentismus macht sich immer breiter in Israel und fängt sogar an als berechtigter Faktor Berücksichtigung zu beanspruchen, und wir, die wir uns gebrüstet haben, ohne, ja trotz aller staatlichen Machtmittel, die heilige Flamme in unserm religiösen Leben unterhalten zu haben, wir sehen bange in die Zukunft, wenn uns der Staat nicht ein wenig zu Hilfe kommt. Wo sind die begeisterten und begeisternden Führer, welche das religiöse Feuer zu erwecken und zu erhalten verstehen, bis das neue natürliche Oel der wahren religiösen Werkthätigkeit sich wieder gefunden hat, bis jedermann in Israel wiederum auf seinen priesterlichen Beruf sich erinnert, für die Bereitung dieses Oeles auch selber thätig zu sein? Auf fremden Altären opfern sie, von dem letzten Rest ihres Rückgrates suchen sie Oel zu gewinnen, um — Weihnachtsbäume anzuzünden, für das bescheidene Chanukka-Lichtlein haben sie keinen Stoff, für die innere Weihe kein Gefühl, kein Verständnis und darum auch kein Verlangen darnach.

Auf der anderen Seite haben wir Zeloten genug — Fanatiker, welche jeden Andersdenkenden verketzern, jede geringste religiöse Gesetzesübertretung mit Härte ausrotten, und den Uebertreter mit Stumpf und Stiel vernichten möchten. Sie sind aber keine Priester, von denen der Prophet sagt שפתי כהן ישמרו דעת, die Lippen des Priesters sollen mit sanften Worten belehren, durch freundliche Ueberredung wirken und so eine bessere Zeit herbeiführen. Eiferer haben wir, aber keine Makkabäer, die das Schwert für den Feind von außen haben zur Besserung im Innern, aber mit priesterlicher Weihe sich umgeben.

Und wie sieht es mit unseren Vorkämpfern aus, welchen den äußern Feind besiegen sollen? Um kein Haar besser! Die Männer, welche wir unsere „Großen“ nennen, sind der Selbstsucht anheimgefallen, und doch haben sie zu den Flammen, die uns zu verzehren drohten, die ersten Scheite geliefert. Wir sind weit entfernt, dem entbrannten Kampfe gegen uns, gegen unsern Bestand und gegen unsere Heiligtümer auch nur die geringste Berechtigung zuzugestehen. Aber wer hat denn den allgemeinen Neid und die unliebsame Aufmerksamkeit auf uns gelenkt? Wer anders, als jene Vornehmen, welche vielfach gesündigt haben, wofür die große unschuldige Menge allein büßen muß — die Menge, die im breiten Thale allen Angriffen ausgesetzt ist, während jene auf ihrer Höhe sich geborgen wähnen und um die in der Niederung sich nicht kümmern?

Ist denn jeder Tropfen des Makkabäerblutes in ihnen

verdumpft und versumpft? Ist denn Gott nicht mächtig genug, mit wenigen gegen viele zu helfen, wenn die erstern redlich ihre Pflicht thun? Es wird von ihnen nicht verlangt, daß sie mit Schwert und Speer sich dem drohenden Feind entgegenwerfen, aber sie sollen sich solidarisch mit der Gesamtheit erklären und bei veränderter Schlachtstellung auf die zweckdienlichen Mittel sinnen helfen. Der feigen Ueberläufer, käufliche Seelen, die um ein Linsengericht ihr Erstgeburtsrecht verkaufen, für dessen Erhaltnng sie keinen Beruf und keinen Opfermut in sich fühlen, haben wir die Fülle, aber — keine Makkabäer.

Der Midrasch erzählt, daß zur Zeit, als Gott sich offenbaren wollte, die höchsten Bergesspitzen sich hinzudrängten, daß von ihnen das Licht ausgehen sollte, welches bestimmt war, das Weltall zu erleuchten. Weil aber auf ihnen Altäre sich erhoben, auf welchen den Götzen geopfert wurde, deshalb wurden sie verschmäht. — Einst, ihr Spitzen in Israel, habt auch ihr dem wahren Heiligtume euch entfremdet, und kein Heil ist uns von euch gekommen. Jetzt ist es Zeit, euch zu rehabilitieren, jetzt drängt euch heran, werdet Männer und arbeitet rastlos, vielleicht ist es euch vergönnt, den Moment herbeizuführen, in denen euch eure Makkabäerkämpfe gelohnt werden, daß ihr mit reinen Händen für Isreal und die Menschheit das Weihelicht anzünden werdet. Hüllet euch nicht in den Mantel der Unschuld, indem ihr vorgebet, daß Gott euch schon gestraft hätte, wenn ihr gefehlt hättet. O nein, der Talmud (Sota 9a) sagt, daß Gott die Großen erst dann straft, wenn ihr Maaß voll ist. Wartet diesen Zeitpunkt nicht ab, sondern gebet Gott die Ehre, bevor es dunkel wird. Noch ist es nicht zu spät; unsere Weisen sagen, daß es für ein Kind nie zu spät sei, und es niemals zu erröten brauche, reuig zu seinem Vater zurückzukehren. Ermannet euch und zeiget, daß der Geist der Makkabäer im Judentum noch nicht erstorben ist, stellet euch zwischen die Toten und den Lebenden, und gebietet dem Fortschreiten der gräßlichen Seuche Einhalt.

„Ein jeder Mensch kann irren.
Im Irrtum verharren kann nur der Unsinnige!“

Dr. M.

Die Rabbinerwahl in Berlin.

Von M. A. Klausner.

I.

Nachdem Herr Dr. Ungerleider, der sechsundzwanzig Jahre lang in Berlin gewirkt, sich hat pensionieren lassen, ist das hiesige Rabbinat in seiner gegenwärtigen Zusammensetzung vor weiteren Verlusten geschützt.

Die Gemeindeverwaltung, die seither eine so glückliche Hand gehabt, ist darüber aus, die Lücke auszufüllen. Viele Bewerber haben sich gemeldet. Sie müssen nicht ganz übel gewesen sein, denn sie sind a limine zurückgewiesen worden. Drei andere, die sich nicht gemeldet, sind in Aussicht genommen. Wer diese Auserwählten sind, weiß außer den mit der Auswahl Betrauten niemand. Nur eines darf man mit Sicherheit annehmen: sie werden wenigstens räumlich weit her sein.

Das ist etwas, wir geben es zu, aber es ist nicht genug. Die Gemeinde Berlin ist schon durch ihre Größe zu weniger bescheidenen Ansprüchen berechtigt, als ihr Vorstand an den Tag legt, wenn es die Wahl eines Rabbiners gilt. Sie darf eine Sommität als ihr geistliches Oberhaupt verlangen. Diejenigen Gemeindemitglieder selbst, die den Rabbiner weder als Seelsorger noch sonst bemühen, werden einen nicht unberechtigten Stolz darein setzen, einen dekorativen Mann an der Spitze und als Vertreter ihrer Kultuseinrichtungen zu haben.

Wer als Rabbiner nach Berlin kommt, steigt auf ein sehr hohes Piedestal — er muß schon recht stattlichen Wuchses sein, wenn er dort nicht verschwinden soll. Das weiß unser Vorstand auch sehr gut, und seinem eigenen Urteil über die von ihm selbst berufenen Rabbiner hat er durch die Erklärung Ausdruck gegeben, daß wir ein Rabbinat überhaupt nicht hätten.

Das war ein hartes Urtheil, aber es war gerecht.

In der That hat sich unser Rabbinat der eigentlichen rabbinischen Funktionen — freiwillig oder nach kontraktlichem Zwang — begeben. Die Seelsorge ist ihm durch die wunderliche Einrichtung unmöglich gemacht, daß die Verpflichtung, von Synagoge zu Synagoge zu ziehen, heute zu Orthodoxen, morgen zu Neologen zu sprechen, die Rabbiner hindert, innige und dauernde Beziehungen zu ihren Hörern zu gewinnen, die auf diese Weise nie ihre Gemeinde werden können. Sie sind nicht geistliche Funktionäre, sondern Glieder eines Verwaltungskörpers, und deshalb üben sie — sie können gar nicht anders — den Kanzeldienst wie einen Kanzleidienst aus. Von ihrem eigentlichen Bethätigungsgebiet ist ihnen außer gottesdienstlichen Hilfsfunktionen und dem unentbehrlichen Beistand bei privaten Anläßen nichts geblieben als die Predigt.

Man mag nun die Wirkung einer Predigt noch so hoch schätzen, sie kann für sich allein nicht ausreichen. Der „gute Redner“ reißt hin, aber die Gefahr ist nicht abzuweisen, daß schließlich alles Gewicht nur hierauf gelegt wird und die besten Kräfte des Rabbiners brach bleiben. Der Witzling hatte so Unrecht nicht, der meinte, zwischen einem alten Raw und einem modernen Rabbiner sei derselbe Unterschied wie zwischen der alten Pfeife und der neuen Zigarrenspitze: zu jener gehöre ein Kopf, für diese genüge ein Mundstück.

Und wenn das Mundstück, um im Bilde zu bleiben, schadhaft wird — was bleibt dann übrig?

Wir haben die Beispiele vor uns. So mancher kam zu uns und pfiff — eine fremde Weise, und erst nachdem er sich hier niedergelassen, zeigte sich, wie ihm der Schnabel gewachsen war.

Der Eine, der es mit seiner Aufgabe ernst nimmt, so ernst, daß er jedes Wort vor dem Spiegel übend dem Gedächtnis einprägt, hielt die Totenfeier für den geeignetsten Anlaß, durch Leugnung des Jenseits seine Aufklärung hell und grell zu beleuchten. Der Andere bekundete am Neujahrstage die Tiefe seiner philosophischen Bildung durch die pathetische Versicherung, daß „die Geschichte keine Zeit kenne.“ „Lieber Gott“, rief in der Predigt zum Schlußgebet des Versöhnungstages ein Dritter, „nun wollen wir einmal ein vernünftiges Wort mit einander reden!“ Das Gebet muß nicht mit der erforderlichen Innigkeit gesprochen worden sein, denn bis zu dieser Stunde hat sich seine Erfüllung an dem Prediger wenigstens in seiner amtlichen Thätigkeit nicht gezeigt.

Das ist ohne Vorwurf gegen die Personen gesagt. Sie geben her, was sie haben. Mehr kann man nicht von ihnen verlangen. Hätten sie aber mehr, so wären sie zu bedauern, weil ihre Berufung ihnen verbietet, davon ihrem Berufe gemäß Gebrauch zu machen.

Nicht die Personen der Berufenen tragen Schuld, sondern

die Berufer und ihr System, das den Kultus zu einer Verwaltungsangelegenheit macht. So lange dieses System befolgt wird, so lange wird kein Mann von Ruf dem Rufe nach Berlin folgen.

Ist irgendwo ein Gelehrter von Bedeutung auf theologischem Gebiet — so kommt er sicher nicht nach Berlin, wo nicht das Laientum von ihm Belehrung verlangt und im Einverständnis mit ihm zu wirken verlangt, sondern die Ignoranz ihm Vorschriften machen und das Konzept korrigieren will.

Deshalb ist es unbedingt erforderlich, daß die Berufungsbedingungen geändert werden, daß der Rabbiner, den die Gemeinde Berlin sich wählen will, außer den üblichen Kompetenzen auch eine ausreichende Kompetenz auf dem Gebiete der Kultuseinrichtungen erhält. Der Rabbiner, den man uns wählt, soll der Rabbiner unserer Wahl, der gewählte Rabbiner aber soll unser geistlicher Führer sein.

(Schluß folgt)

Die Sünden der Väter.

Von Dr. S. Bernfeld.

Es wird nachgerade Zeit, daß wir Juden eine gründliche Umwertung vieler herrschenden Begriffe und Meinungen vornehmen, wenn wir nicht Gefahr laufen wollen, gleich den Karaïten, welche vom jüdischen Stamm abgesplittert und einer geistigen, später auch einer psychischen Verknöcherung verfallen sind, in das Stadium der Degeneration zu verfallen. Wir haben viele Schlagwörter aus dem politischen Leben auf unser inneres und geistiges Wesen übertragen und in dem sinnlosen Nachsprechen solcher Phrasen sind wir auf den besten, oder richtiger gesagt, auf den schlimmsten Weg geraten die Grundideale des Judentums zu verlieren. Ich will mich über die Begriffe von „Liberalismus", Konfessionslosigkeit und dergl., welche im öffentlichen Leben eine so große Rolle spielen, nicht hier äußern, da dies Blatt nur rein jüdischen Fragen gewidmet ist; aber wir dürfen nicht einen Punkt aus den Augen verlieren, daß nämlich in der herrschenden Kirche das kirchliche Element stark mit dem politischen verknüpft ist: die kirchlichen Fragen der herrschenden Konfession sind zugleich Machtfragen von der größten politischen Bedeutung. Bei uns Juden ist dies nicht der Fall; wir können und wollen keinen Zwang ausüben, und es handelt sich nur darum, wie weit wir Opfer zu bringen imstande sind, um das Judentum zu erhalten; denn darüber sind wir uns doch alle klar, daß unser Glaube ohne große Opfer nicht erhalten werden kann.

Es giebt eine große Zahl von Männern in unserer Mitte, die in der leidigen Halbbildung einige Schlagwörter aufgegriffen und mit diesen herumwirtschaften, um das Judentum zu veröden. Es ist dies um so gefährlicher, als jene Schlagwörter im politischen Leben vielleicht ihre Berechtigung zum Teil oder ganz haben. Wenn wir auf die Verödung und Dekadence des modernen Judentums hinweisen, so werden wir als Rückschrittler, als Orthodoxe, als Reaktionäre und „Positive" bezeichnet. Man vergißt aber, daß wir den weltlichen Büttel nicht zur Verfügung haben und auch keine Sehnsucht nach demselben empfinden. Aber wir wollen im Interesse der menschlichen Kultur das Judentum erhalten, das wir als eine Hauptgrundlage der menschlichen Gesittung betrachten. Wie weit der Jude in seinem Privatleben das Judentum bethätigen will und kann, hat ein jeder mit sich selbst abzumachen; wir mischen uns nicht in das Privatleben unsrer Glaubensgenossen und maßen uns nicht an, ein Richteramt in Religionssachen in Israel auszuüben. Unsere Aufgabe ist nur, zu beweisen, daß es sich wohl mit dem modernen Leben, mit den modernen Weltanschauungen verträgt, dem Judentum Achtung zu zollen, und daß wir keine Finsterlinge sind, wenn wir gegen das seichte Nivellieren von Seiten der kopflosen Schwätzer unsere Stimme erheben. Möge man noch so den Mund voll nehmen von Fortschritt, Liberalismus und Aufklärung der neuen Zeit: klar denkende Menschen, die sich nicht auf das niedrige Niveau des sinnlosen Nachsprechens herabdrücken lassen wollen, werden, wenn sie anders verstehen, die Geschichte zu lesen und den Entwickelungsgang der menschlichen Kultur zu beobachten, zugeben müssen, daß die Tradition die beste Grundlage der Zivilisation ist und daß, wenn wir diese mißachten, um selbstgeschaffenen Götzen nachzulaufen, Moral und Sitte dadurch in ein Chaos geraten. Der bekannte Bibelkritiker Buhl meint an einer Stelle sehr treffend mit Bezug auf die Textkritik der biblischen Schriften: Unter allen möglichen Texten ist der masoretische der beste, der für sich die Tradition hat. Ich möchte dieses treffliche Wort auch auf die Kritik der bestehenden Moralbegriffe übertragen: unter allen möglichen und vorgeschlagenen Moralideen sind diejenigen die besten, welche durch Geschichte und Tradition sich bewährt und als Grundpfeiler der Kultur sozusagen ihren Befähigungsnachweis erbracht haben. Hören wir, was in dieser Beziehung der große Historiker Taine gesagt:

„Das erbliche Vorurteil ist eine Art Vernunft, die sich selbst nicht kennt; es hat dieselbe Berechtigung wie die Vernunft selbst .... Wenn man die Tradition genau beobachtet, so findet man, daß ihre Quelle, gleich jener der Wissenschaft, in einer langen Reihe von Erfahrungen besteht; nach einer Menge von schwankenden Versuchen sind die Menschen dahin gelangt, zu fühlen, daß eine bestimmte Art zu leben oder zu denken sich allein für ihre Lage eigne oder am nützlichsten und praktischsten sei. Das Regiment oder das Dogma, das uns heute als willkürliches Uebereinkommen erscheint, war einst eine anerkannte Maßregel zum öffentlichen Heil und ist es oft noch heute; wenigstens ist es noch heute in seinen großen Zügen unentbehrlich, und man kann mit Bestimmtheit behaupten, daß in einer Gesellschaft, in der die Hauptvorurteile plötzlich verschwinden würden, der Mensch — des kostbarsten Vermächtnisses, das ihm die Weisheit der Jahrhunderte hinterlassen, beraubt, — in einen wilden Zustand zurückfallen und wieder das sein wird, was er früher war: ein unruhiger, hungriger, nomadisierender, verfolgter Wolf .... Kein Menschenfleisch zu essen, die unnützen oder unbequemen Greise nicht zu töten, der Monogamie zu huldigen, die Blutschande und die andern unnatürlichen Laster zu verabscheuen, ein eigenes Gut als anerkanntes Eigentum zu besitzen, die höhere Stimme der Scham, der Menschlichkeit, der Ehre und des Gewissens zu beachten — alle diese einst unbekannten und darum nur langsam zustande gekommenen Moralbegriffe bilden die Zivilisation der Seele; und nicht nur, daß sie dadurch, daß wir sie vertrauensvoll annehmen, nichts an ihrer Heiligkeit verlieren, sie gewinnen sogar noch daran, denn wenn man sie einer Prüfung unterzieht und historisch beleuchtet, erkennt man sie als die geheime Kraft, die aus einer Viehherde eine menschliche Gesellschaft gemacht hat."

Das sind beherzigenswerte Worte eines epochemachenden Historikers, die auf unsere Verhältnisse übertragen, an Bedeutung noch gewinnen. All dasjenige, was

Taine als die Grundlage der menschlichen Zivilisation bezeichnet, ist wesentlich dem Judentum entnommen, nachdem es durch den Heidenapostel Paulus, um mit Beaconsfield zu reden, im Christentum popularisiert worden ist. Außerdem hatte das alte Judentum eine Welt von humanen, sozial wie ethisch unvergleichlichen Ideen, welche aus dem jüdischen Stamm, unter so ungünstigen Umständen, einen unentbehrlichen Kulturträger gemacht haben. Wenn Schopenhauer, in geschichtlicher Verkennung der von Taine so überzeugend verteidigten Tradition, die Religion als „ein exzellentes Zähmungs- und Abrichtungsmittel des verkehrten, stumpfen und boshaften bipedischen Geschlechts" bezeichnet, so können wir vom historischen Standpunkt darauf erwidern: keine philosophische Idee, von Tales bis auf Schopenhauer, hat so viel zur kulturellen Entwickelung und zu Versittlichung der Menschheit beigetragen, wie die Religion; sie ist kein Zähmungsmittel, sondern die Poesie der Menschheit geworden, und zwar eine Poesie, die nicht nur die „gebildeten" Klassen bezaubert und entzückt, sondern auch in die niedrige Hütte des Armen und Elenden gedrungen und den armen Negersklaven ebenso mächtig ergriffen hat wie den geistig hochstehenden Menschen.

In der Natur spielt die Illusion eine sehr große Rolle und ist in der Werkstätte des Naturlebens unentbehrlich; noch wichtiger ist sie in dem seelischen Leben des gesitteten Menschen. Ohne Poesie würde das menschliche Leben eine Einöde, eine unerträgliche Qual, ein tierisches Vegetieren sein; die mächtigste und erhabenste Poesie aber ist die Religion, die wir im Judentum seit mehr als drei Jahrtausenden und später auch in dessen Töchterreligion zum Heile des menschlichen Geschlechts besitzen und deren erziehlicher Einfluß ohne Beispiel in der Geschichte dasteht. Daß dies in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts verkannt worden ist, war für unsern Stamm verhängnisvoll. Vorurteile von der schädlichsten Art haben sich in Bezug auf das Judentum unter uns selbst eingebürgert, und noch dringender als der Kampf gegen die Vorurteile über die Juden ist der gegen die Vorurteile über das Judentum geworden. Es wird unsere heilige Pflicht sein, eine ungeheure Zahl von Legenden nach dieser Richtung hin zu zerstören, um dem Worte Zunzens Geltung zu verschaffen: „Nicht das Judentum, sondern die Juden bedürfen der Reformen." Wenn aber gefragt wird, wie es in so kurzer Zeit dahin kommen konnte, daß das Judentum von seinen eigenen Bekennern so verkannt wird, daß man von demselben mit Gleichgiltigkeit, wenn nicht mit Geringschätzung spricht, daß man als Reaktionär gilt, wenn man seine ganze Kraft auf die Wiedergewinnung unserer heiligsten Ideale setzt und das Judentum aus dem Schutt der Verknöcherung und der Verkümmerung herausgraben will: wenn man uns fragt, wie dies gekommen sei, müssen wir zu unserem aufrichtigen und tiefen Schmerz bekennen:

Es sind dies die Sünden der Väter!

Unsere Rabbiner.

Pro und contra — in Oesterreich*).

I.

Die alten Rabbiner sterben aus, oder besser gesagt, man läßt sie aussterben. Wenn wir aber von „alten" Rabbinern sprechen, so meinen wir damit die Rabbiner der alten Schule, natürlich darf man hier unter „Schule" keineswegs den Drill, wie er in den „modernen" Rabbinerseminarien im Schwange ist, verstehen.

*) Wir entnehmen diese Artikel der in Wien erscheinenden „Neuzeit." Ob und in welchem Maße Angriff und Abwehr die einschlägigen Verhältnisse in Deutschland treffen, das mögen fach- und sachkundige Leser beurteilen. Red.

Die vorseminarlichen Rabbiner — und es ragen noch manche tüchtige derselben aus weltvergessenen Winkel in unsere Zeit hinein — hatten sich ein reiches talmudisches Wissen auf den in ihrer Art ganz merkwürdigen, das scharfsinnige Denken bis zur Zügellosigkeit entwickelnden Jeschiboth geholt und gingen dann auf die Universität, wo sie den mitgebrachten Wissensdurst zu stillen suchten. Hier wie dort lernten sie, um zu lernen, ohne dabei an die Melkkuh des Rabbinats zu denken. Mit ursprünglicher Frische schlürften sie in vollen Zügen aus dem Born der neuen Wissenschaft, für welche sie so viel Empfänglichkeit und Geistesfrische mitgebracht und welche allmählich ihre segensreichen Lichtstrahlen auf die talmudischen Disziplinen zurückwarf und das Dornröschen: jüdische Wissenschaft, zu neuem Leben erweckte.

Auf der Universität lernte der ehemalige Talmudjünger überdies geistige Disziplin, methodisches Denken und wissenschaftliche Kritik. Wie mächtig ein solcher, von jedem Zwang und Drill freier Bildungsgang auf die Wiederbelebung der jüdischen Wissenschaft wirkte, haben wir noch vor einem Menschenalter gesehen.

Natürlich fuhr auch das Rabbinat dabei gut. Es behielt seinen ehemaligen geistigen Einfluß und Glanz, da seine Träger es mit der Majestät der Wissenschaft schmückten und ihm geistige Unabhängigkeit verliehen: durch unbeugsame Charakterfestigkeit, welche nur das Produkt einer freien, vom moralischen Zwang unbeeinflußten Erziehung und Unterweisung sein kann.

Die Rabbinerseminarien aber, welche seither allenthalben emporblühen, sie haben beides totgeschlagen: die Wissenschaft und das Rabbinat. Das scheint allerdings paradox und man wäre geneigt, es für eine boshafte Bemerkung zu halten, wenn es nur nicht von den laut schreienden Erfahrungen der letzten dreißig Jahr in so unsäglich trauriger Weise bestätigt würde!

Wie aber kam das? Nichts ist einfacher zu erklären: Der junge Mensch tritt in einem Alter, wo sich sein Herz und Sinn allem Schönen und Erhabenen anschließen möchten, wo sein Gemüt und Charakter noch bieg- und schmiegsam sind, in das Seminar, wo ihm sofort Scheuleder angelegt wird, daß er nicht nach Rechts und nicht nach Links, sondern nur nach der einen, von seinen Meistern ihm vorgezeichneten Richtung zu schauen dressiert wird. Die Isolierungsarbeit bringt ihn bald dahin, „daß er nur Einen hört und auf des Meisters Worte schwört". Der Drill — und fügen wir noch bezeichnend hinzu: der „fromme", geisttötende Drill — hat begonnen. Mit allem ihm zu Gebote stehenden materiellen und moralischen Mitteln bearbeitet das Seminar den Jünger der Theologie, bestutzt das Talent — wenn je ein solches sich dahin verirrt — nach allen Richtungen dermaßen, daß nach Ablauf der Lehrzeit lauter nach Außen und Innen uniformierte Rabbiner ins Leben hinaustreten, die sich bis auf die Geberde, bis auf das Käppchen gleichen. Das Seminar hat alle Unebenheiten nivelliert: jene des Geistes wie des Körpers, jedes Emporstreben, gleichviel ob seine Quelle im Kopfe oder im Rückgrat liegt, harmonisch geglättet,*) kurz

*) Der Talmud hat für solche kahlköpfige Glätte ein überaus bezeichnendes Wort: Kerach mikan wekerech mikan.

es hat Rabbiner geformt. Der so sorgfältig geformte Rabbiner tritt nun als ganz „moderner“ Mensch in die Welt und kann in jedem Salon eine Figur abgeben, die nirgends anstößt, zumal er sich darauf eingeübt hat, das fromme, einem geometrischen Punkt nachgebildete Käppchen je nach Zeit und Umständen entweder aus der Hintertasche des Fracks auf den Hinterkopf hinauf, oder von dort geschickt in die Tasche hinunter zu eskamotieren.

Dieser harmonisch geglättete Rabbiner nun ist eine Augenweide der modernen Gemeinde, oder sagen wir besser: der Gemeindevorsteher. Sie weiden sich an seinem Anblick, ergötzen sich an seinem Organ, ohne daß sie über seine Unebenheit zu klagen, von einer Widerhaarigkeit seinerseits etwas zu besorgen haben. Ist er doch der leibhafte moderne Paulus: Frack und schöne Manieren für den freisinnigen Salon, Käppchen und frommes Gebahren für die unteren, orthodoxen Kreise, wenn solche überhaupt vorhanden.

Und die jüdische Wissenschaft? — — Ach was, die ist tot, und keine Gemeinde fragt mehr nach ihr! Lassen wir sie also ruhen und beschäftigen wir uns lieber mit dem Leben und Lebensfähigen.

Ja wohl, die jüdische Wissenschaft ist tot — wie konnte es auch unter den obwaltenden Umständen anders kommen — aber mit ihr ist auch die jüdische Gemeinde tot. Denn die Lebensbedingungen der jüdischen Gemeinde sind: Lehrhaus und Bethaus. (Thora und Abodah.) Wie stehen die Dinge also?

„Noch eine morsche Säule
Zeigt von verschwundner Pracht,
Auch diese, schon geborsten,
Kann stürzen über Nacht.“ — —

Also die Wissenschaft ist tot, die Gemeinde lebt nur ein Scheinleben. Und das Rabbinat? — — Ja, was aber ist das Rabbinat ohne seine einzige Grundlage: die Wissenschaft? . . .

„Aber haben nicht unsere modernen Rabbiner eine gute wissenschaftliche Ausbildung in den Seminarien empfangen und stellen sie nicht auf dem Büchermarkt ihren Mann?“ Gewiß, und sie leisten mehr als genug für den, der sich damit begnügt, sich an dem Anblick der in den Schaufenstern der Buchhändler ausgestellten, auf überdickem Papier gedruckten und mit vielverheißenden Titeln versehenen Schriften zu weiden. Man lese aber diese Werke durch und urteile dann, ob sie mehr als eine Afterwissenschaft beherbergen, die sich mit eiteln, geistreich sein wollenden, noch nicht dagewesenen Hypothesen abquält, die wieder durch kuriose Hypothesen „gestützt“ werden, denen der Schweiß vom Angesicht trieft. Wie will man aber auch von den in den Seminarien herangebildeten Theologen echte Wissenschaft verlangen! So ein moderner Theologe ist ein Zerrissener, der entweder, wenn er edles Streben, Begabung und Wissensdrang besitzt, ein wahrer Märtyrer ist, die schwersten Seelenkämpfe durchzumachen hat, da sein Denken und Thun im ewigen Widerspruche, oder aber, wenn er oberflächlich ist, auch nur Oberflächliches leistet. Das Seminar kann einmal der Wissenschaft, wie sparsam es auch dieselbe ausstreut, nicht entraten. Es kann seinen Jüngern das Forschen nicht verbieten. Da giebt es nun ein frommes Auskunftsmittel und dieses lautet: „Forsche immerhin; aber sei vorsichtig! In Deiner Stube, in Deinen Schriften magst Du frei denken, noch mehr: Du darfst sogar an dem Heiligsten Kritik üben; aber hüte Dich, im Leben auch nur das geringste Gebot oder Verbot, den geringsten Brauch der Alten leicht zu nehmen; denn Du bist sonst ein Ketzer!“

Auch der Unvernünftige wird leicht begreifen, daß unter solchem Zwiespalt, unter solchem Geisteszwang echte Wissenschaft nie und nimmer aufleben kann. So wirkt der Rabbiner auf die Gemeinde und die Gemeinde auf den Rabbiner erschlaffend und versumpfend. Was soll daraus werden?

Fr.

Väter und Söhne.

Eine Kapuzinerpredigt von Pred. M. Scherbel, Gumbinnen.

Wir sind uns vollständig des Heiklen bewußt, das in der Behandlung des bezeichneten Gedankens liegt; vollständig bewußt der Unberufenheit des Außenstehenden in Familienangelegenheiten sich einzumischen und Verhältnisse zwischen Eltern und Kindern zur Sprache zu bringen. Wir geben auch zu, daß solches als müssige Arbeit erscheinen kann, weil schwerlich von dem zu Besprechenden Notiz genommen werden wird, dieweil jedermann bei der Gestaltung seines Hauswesens und der Beziehungen der Familienmitglieder zu einander wohl weiß, was er zu thun hat und daher ganz gut von etwaigen diesbezüglichen Anweisungen absehen kann.

Allein es sind bereits Stimmen in die Oeffentlichkeit gedrungen, die zu dieser Frage Stellung genommen und zweifellos in bester Absicht ihre Ratschläge dafür erteilt haben. Die betreffenden Aeußerungen sind herausgegangen aus der oft gemachten traurigen Wahrnehmung, daß Eltern hinsichtlich des religiösen Lebens mit ihren Kindern in Gegensatz geraten, daß erstere sich vor die Alternative gestellt sehen: entweder den Wunsch zu unterdrücken, ihre Kinder mit gleicher Gewissenhaftigkeit wie sie selbst das Judentum vertreten zu sehen, oder des unehrbaren Widerspruchs von Seiten ihrer Kinder gewärtig zu sein. Nun hat man sich berufen gefühlt den Eltern anzuraten, in einem solchen Falle es nicht mit den Kindern zu verderben, sie vielmehr frei nach ihrer eigenen Eingebung walten zu lassen und ihnen nicht die Pflicht des kindlichen Gehorsams allzuschwer zu machen.

Ein traurigeres Zeugnis religiöser Verwirrung und Ausartung konnte wahrlich unserm jetzigen jungen Geschlechte nicht ausgestellt werden! Die Eltern sollen milde und nachsichtig sein, wenn es sich um Unterlassungssünden auf religiösem Gebiete handelt. Warum nicht auch bei denen anderer Natur? Soll und muß denn immer wieder die Religion und nur die Religion das Aschenbrödel bilden, welchem sich der Leichtsinn, die Frivolität mit einer gewissen Berechtigung nahen dürfen? Um wie vieles näher läge es nicht, die in Schutz genommene junge Welt daran zu erinnern, daß sie Liebe und Verehrung für die Eltern am besten dadurch darlegte, wenn sie deren religiöse Ueberzeugung über die selbst gewonnene stellt, mit dem gebührenden, sich selbst ehrenden Zugeständnis, daß die Eltern erfahrener, weil älter als sie, sicherlich die richtigere Erkenntnis besitzen? Hierin läge gesunde Logik und auch wohl ein gutes Stück Moral. Anders aber verhält es sich, wenn den Eltern zugemutet wird, untreu der übernommenen Aufgabe den selbst ererbten und auf die Kinderpflicht gemäß weiter zu verpflanzenden väterlichen Glauben, diesen als Gegenstand freier Willkür gelten zu lassen, um mit einem gutmütigen Lächeln das Negieren der religiösen Pflichten zu sanktionieren.

Nach den Worten der Schrift „befrage deinen Vater, und er wird es dir sagen“, war es immer Sitte in Israel, daß der Sohn den Vater über das Wesen der Religion befragte und die empfangene Belehrung nicht blos in seinem eigenen

Leben zur Bethätigung brachte, sondern auch auf seine Kinder übertrug. So bildete sich denn eine tausendjährige Tradition jüdischen Glaubens und jüdischen Wissens bei unseren Stammesangehörigen, eine eherne Kette treuer Anhänglichkeit an die väterliche Religion, welche die schwersten Stürme nicht zu zerreißen vermochte. Heute ist es zum großen Teile nicht also. Kinder befragen nicht den Vater, wie sie es hinsichtlich der Religion zu halten haben, aber sie sind imstande, das zu belächeln, was der Vater als fromme Pflicht noch übt.

Gewiß, schon kein edles Bild der Ehrerbietung der Jugend dem Alter gegenüber, wenn es sich bei einander ganz fremden Personen offenbart, da aber, wo Eltern und Kinder sich gegenüberstehen an Unqualifizierbarkeit noch zunehmen muß. Kinder frommer Eltern können wohl in Verhältnisse gelangen, die in einer höheren Sphäre gelegen, als die des heimatlichen Hauses, sie können wohlhabender, gebildeter, distinguierter in ihren Umgangsformen als ihre Eltern sein — aber sie können niemals über die Verpflichtung hinaussteigen, der im Elternhause empfangenen religiösen Belehrung Rechnung zu tragen, da sie in diesem Punkte niemals mehr werden können, als die Eltern. Die Ueberzeugung, die Kinder durch eigenes Nachdenken über Bedeutung und Wert der Religion gewonnen, dürfte unmöglich so hoch anzuschlagen sein, daß sie die Gründe, welche die Eltern dafür eintreten ließen, zur Farce machen, um der Ueberhebung über denselben eine Art Berechtigung zu verleihen. Und selbst wenn Kinder für ihre negierende Haltung der Religion gegenüber die besten und maßgebendsten Stimmen anzuführen hätten, so müßte doch in der Kinder Herzen so viel Zartsinn und Rücksichtsnahme vorhanden sein, daß sie es die Eltern nicht wissen lassen dürften, wie sie bis jetzt in eine gewisse geistige Befangenheit und Beschränktheit gelebt und das für etwas Heiliges und Ehrwürdiges gehalten, was ihnen, den Kindern, als leerer Wahn sich offenbart hat, daß sie, die Kinder, also die Klügeren seien. Es ist kein Stand, kein Rang vorhanden, der da frei von dieser Rücksichtsnahme wäre, es sei denn, daß die Achtung vor dem Alter aufgehört hätte, eine Forderung der guten Sitte zu sein.

Wenn man den Eltern anempfiehlt, hinsichtlich des religiösen Lebens nicht zu strenge Forderungen an ihre Kinder zu stellen, so ist dieses ein Rat, der, auf seine moralische Bedeutung geprüft, ebenso wenig gut zu heißen ist, als wie wenn man sonst andere erziehliche Momente von dem Verpflichtungsregister der Eltern abzustreifen unternähme. Die Eltern könnten sich ja ebensogut angehalten fühlen, auch bei andern Abwegen, die ihre Kinder einschlagen, um diesen den kindlichen Gehorsam nicht zu schwer zu machen, ein gleiches Vorsichtssystem inne zu halten, und der Heranbildung zur sittlichen Korruption wäre hiermit Thür und Thor geöffnet. Und dann — wo soll denn eigentlich die religiöse Toleranz der Eltern ihren Kindern gegenüber beginnen, und wo soll sie aufhören? Wer möchte wohl die Garantie übernehmen, daß die erste Konzession, die man den Kindern in dieser Beziehung macht, nicht bis zum Taufbecken führt?

Unsere Religion, Israels Religion, wird als ein „Erbe der Gemeinde Jakobs" bezeichnet, das der Vater dem Sohn in der Form und Vollständigkeit zu übergeben hat, wie er es selbst übernommen. Er hat kein Recht, diesen davon zu entbinden oder auch nur ihre Unterlassung gut zu heißen. Wem solch es geschieht, der verletzt eine übernommene Verpflichtung, ja, er verletzt sie, wenn er nicht immer und immer wieder seine Kinder auf das Unzulässige der Uebertretung religiöser Vorschriften aufmerksam macht. Wir wollen nicht sagen, daß der Vater dabei zu Maßregeln greifen soll, die einen Bruch zwischen Eltern und Kindern herbeizuführen imstande sind; aber der von der väterlichen Autorität begleitete und unterstützte Wunsch zur Innehaltung der religiösen Pflichten sollte niemals fehlen und das Wort der Schrift: „Ihr sollt die Thora, die Religion, eure Kinder lehren," sollte als eine strenge Forderung des Judentums niemals aus dem Bewußtsein des jüdischen Vaters schwinden.

Leben wir nun jetzt in einer Zeit, in welcher oft die zur Selbständigkeit gelangten Söhne von gläubigfrommen Eltern keine Gewissensskrupeln empfinden, wenn sie ihr Hauswesen entgegengesetzt demjenigen, in welchem sie geboren und erzogen, zu einem unjüdischen machen, so ist freilich dagegen nichts zu thun. Allein man sollte es doch wenigstens unterlassen, in dem Vater den מתיר אסורים zu schaffen, indem man ihn auffordert, bei dem unreligiösen Leben seines Kindes, wie man zu sagen pflegt, ein Auge zuzudrücken und das Unrecht, das darin liegt, zu ignorieren. Man soll den Vätern keine solchen, moralisch so sehr anfechtbaren Ratschläge geben. Aber auf die heranwachsende Generation mit lockerem religiösem Bewußtsein sollte man einzuwirken suchen, für sie sollte man das Ermahnen aufsparen. Wo es nur angeht, und wo nur Gelegenheit hierfür zu finden ist, sollte man es unser junges Israel wissen lassen, daß eine Religion, die vier Jahrtausende hinter sich hat, nicht von der Welt- und Lebensanschauung eines einzelnen Geschlechts aus ihrer Bedeutung gedrängt und dem Schicksal der Wertlosigkeit überliefert werden kann. Menschen werden, wie hoch sie ihr Bildungsgang auch geführt haben mag, in ihren Urteilen immer noch dem Irrtum ausgesetzt sein, und wir glauben durchaus nicht, daß gerade unser Jahrhundert dazu ausersehen sein soll, die höchste Wahrheit und Wirklichkeit zu schauen. Eine Lehre aber, die aus der grauen Vorzeit bis auf uns den Weg sich frei gehalten, eine solche Lehre hat schon etwas für sich, muß etwas für sich haben, das ihre Unumstößlichkeit dokumentiert. Die Selbstüberschätzung drängt den heutigen Menschen aus dem Bereich des religiösen Denkens und Fühlens, sie schmeichelt ihm mit einer Universalweisheit im Reiche der Intelligenz, während auf der andern Seite der Strafkodex mit jedem Jahre wächst und die Schattenseiten der menschlichen Gesellschaft eine immer größere Verallgemeinerung bis hinauf in die höchsten Stande zeigen. Ja die Weltordnung müßte ihre Umkehr finden, wenn Väter anfingen, sich von ihren Kindern Unterricht in der Erziehungsmethode geben zu lassen.

Aus Alt-Berlin.

Eine Rabbiner- und eine Repräsentantenwahl.

(Fortsetzung.)

5. An die Repräsentanten-Versammlung.

Mit Bezug auf die Benachrichtigung vom 12. dieses Monats können wir nicht umhin, der geehrten Versammlung unser tiefes Bedauern darüber auszudrücken, daß die Verhandlung über die Rabbinerwahl zu gar keinem Ergebnisse geführt hat und hiermit ohne weiteres ein Gegenstand von der Tagesordnung entfernt worden ist, der das innerste Gemeindeleben so nahe berührt.

Das Bedürfnis einer jüdischen Gemeinde und folglich auch der unsrigen, die, fern von irgend welchen anderweitigen

Sonderbestrebungen, lediglich in religiöser Hinsicht eine besondere Körperschaft bildet, beruht nicht auf den zufälligen Beschlüssen ihrer jeweiligen Verwaltung und Vertretung, sondern ist ein durch religiöse Vorschriften gegebenes und gebotenes. Umfaßt unsere Gemeinde auch Anstalten für Unterrichtszwecke, für Armen- und Krankenpflege, so sind diese zwar ebenfalls aus der religiösen Welt- und Lebensanschauung des Judentums hervorgegangen, liegen aber immerhin über den engern Kreis religiöser Verpflichtungen hinaus, die im §. 2 des Gemeinde-Statuts genau vorgezeichnet sind (conf. auch §. 3 daselbst). Die höheren religiösen Interessen allein sind es demnach, die den Zweck und die Aufgabe unserer Gemeinde bilden, und in erster Linie sind es die Anstalten für den Gottesdienst und den Religionsunterricht, welche nach dem klaren Ausdrucke der vorerwähnten statutarischen Vorschriften, auf die volle und sorgfältige Beachtung der Gemeindebehörden Anspruch haben.

Mit Recht war daher schon vor länger als zwanzig Jahren in dem damaligen Rundschreiben der Aeltesten und Vorsteher, unter Hinweisung auf die vielfach in der Gemeinde hervorgetretenen Wünsche, beklagt worden, daß

„durch ein Zusammenwirken von Umständen seit längerer Zeit gerade dasjenige Amt unbesetzt sei, dem die religiöse Aussaat in der Gemeinde, die Belehrung durch Wort und Schrift, sowie die Ueberwachung des Religions-Unterrichts obliege.“

Dem allgemein anerkannten Bedürfnisse wurde damals durch die Berufung nur eines Predigers, des verewigten Herrn Dr. Sachs, genügt und konnte hiermit auch genügt werden, da die Bevölkerung unserer Gemeinde zu jener Zeit aus kaum 7000 Seelen bestand. Wie sehr der Umfang der letzteren sich seitdem erweitert hat, ist sattsam bekannt und die aus den Steuerrollen erweisliche Thatsache, daß die Gemeinde im Jahre 1844 etwa 1100 beitragende Mitglieder zählte, während die Zahl der Kontribuenten jetzt beinahe das vierte Tausend erreicht hat, genügt sicherlich als ein Beweis für die Behauptung, daß die gottesdienstlichen Angelegenheiten der Gemeinde in jetziger Zeit die Beachtung ihrer Behörden in bei weitem erhöhtem Maße erheischen.

Gleichwie die Erbauung eines zweiten Gotteshauses als ein dringendes Erfordernis anerkannt worden, bildete daher auch schon seit mehreren Jahren die Berufung eines zweiten Predigers den Gegenstand vielseitiger Wünsche wie der eingehendsten Verhandlungen und Erörterungen zwischen den Gemeinde-Behörden, ohne daß von irgend einer Seite die Dringlichkeit des Bedürfnisses jemals in Frage gestellt worden wäre. Bedarf es hiernach noch einer näheren Begründung, daß nachdem durch den Heimgang des seligen Dr. Sachs die Kanzel verwaist und das der Gemeinde nunmehr unentbehrliche Wort der Erbauung und Belehrung verstummt, die Besetzung der Rabbinerstellen zu einer unabweisbaren Notwendigkeit geworden ist? Bedarf es da noch des Beweises, daß es unter solchen Umständen eine Pflicht der Gemeindebehörden ist, mit allem Ernste auf eine Lösung der so wichtigen Frage bedacht zu sein und sie nicht blos auf unbestimmte Zeit hinauszuschieben?

In der That war ja auch diese Notwendigkeit von der geehrten Versammlung anerkannt und daher zu wiederholten Malen eine gemischte Kommission gebildet worden, um die Angelegenheit für die Beschlußnahme der Gemeindebehörden gehörig vorzubereiten. Mit welcher Gründlichkeit und Umsicht die Kommission bei der Ausführung des ihr gewordenen Auftrages verfahren, geht zur Genüge aus den Protokollen derselben hervor, welche unsern früheren Anträgen als Grundlage gedient haben und auch der gegenwärtigen Vorlage wiederum beigeschlossen sind.

Wenn nun trotz der nicht zu bezweifelnden dringenden Notwendigkeit, trotzdem die finanziellen wie die religiösen Zustände die möglichste Beschleunigung der Sache erfordern, ein positives Resultat im Schoße der geehrten Versammlung nicht erzielt worden, so bleibt uns allerdings nichts weiter übrig, als das Wohlderselben nochmals die durch die wichtigsten und heiligsten Interessen der Gemeinde gebotene Erledigung des fraglichen Gegenstandes anheimzugeben, indem wir zugleich auf die nach allen Seiten hin nachteiligen Folgen einer Verzögerung hinweisen und uns in dieser Beziehung gegen jede Verantwortlichkeit verwahren.

Berlin, den 22. Juni 1864.

Der Vorstand der jüd. Gemeinde.

* * *

6*) An die Repräsentanten-Versammlung.

Nachdem in den verschiedenen Vorlagen betreffs der Rabbinerwahl zu öftern Malen und mit großem Nachdrucke von uns auf die Dringlichkeit des Bedürfnisses aufmerksam gemacht worden ist, kann es wohl keinem Zweifel unterliegen, daß wir einem zur gedeihlichen Lösung der obschwebenden Frage wirklich geeigneten Vorschlage mit voller Bereitwilligkeit unsere Zustimmung gegeben haben würden. Wenn wir nun gleichwohl dem Plenarbeschlusse vom 6. 11. (cfr. Note. Red.) beistimmen zu können uns hiermit außerstande erklären, so bedarf es wohl kaum der Versicherung, daß wir, fern von jedem anderen Beweggrunde, hierbei einzig und allein von der Ueberzeugung geleitet worden, daß die uns gemachte Proposition nicht dazu angethan ist, die Gemeinde dem erstrebten Ziele entgegenzuführen.

Schon in unserer Vorlage vom 6. April c. haben wir auf das nummerische und intellektuelle Uebergewicht der Berliner Gemeinde hingewiesen, auf den Vorrang, welchen von jeher, insbesondere aber seit dem Auftreten Mendelssohns — jenes edlen Weisen, der Deutschland Achtung vor dem Geiste des Judentums lehrte — unsere Gemeinde unter allen ihren Schwestergemeinden einnimmt, wie auf die große Bedeutung, welche hiernach bei uns der Wahl von Rabbinern beizumessen ist, die, indem sie an die Spitze religiöser Verwaltung der an Intelligenz und Besitztum angesehensten Gemeinde gestellt werden, gewissermaßen den geistlichen Stand der gesamten deutschen Judenheit repräsentieren. In jener, wie in der ihr vorangegangenen Vorlage vom 16. März c. haben wir näher dargelegt, wie eben deshalb unsere Gemeinde bei dem Rabbinerwahlakte ihr Augenmerk nur auf erprobte und anerkannte Männer richten könne, auf Männer, welche bei voller, über jeden Zweifel erhabener Integrität des Charakters, sich durch Gelehrsamkeit und oratorische Begabung bemerkbar gemacht, welche durch besonnenes, einsichtsvolles, praktisches Wirken sich bewährt, und auf diese Weise in der jüdisch-theologischen Welt sich einen achtungsvollen Namen erworben haben.

Indem wir aber an diesen, sicherlich auch für die Beschlußnahme der geehrten Versammlung unter allen Umständen leitenden und maßgebenden Gesichtspunkten festhalten, be-

*) Wir lassen hier vier Briefe fort; sie enthalten nichts wesentliches. Der Vorstand versucht dem Repräsentantenrollegium beizukommen — ohne Erfolg. Denn dieses schlägt Kandidaten vor, mit dem Ersuchen, erstens, sämtliche Kandidaten zur Abhaltung von Probepredigten aufzufordern; zweitens über die umlaufenden, die Charakter-Integrität eines Kandidaten betreffenden Gerüchte, eine möglichst authentische Auskunft einzuziehen. Hier die Antwort. Red.

finden wir uns um so weniger in der Lage, dem qu. Beschlusse vom 6. dieses Mts. beitreten zu können, als nach unseren Ermittelungen sich unter den sub. Co. 1 bis 6 daselbst genannten Kandidaten keine Persönlichkeit befindet, welche man, nach den berechtigten Wünschen und Erwartungen unserer Gemeinde, als für die betreffenden Stellen geeignet zu erachten vermöchte. Es ist schon früher von uns dargethan worden, daß eine einzige Probepredigt, für welche der Prediger vielleicht wochenlang sich vorzubereiten Gelegenheit gehabt hat, keinen ausreichenden Anhaltspunkt für die Beurteilung seiner oratorischen Fähigkeiten, geschweige der wissenschaftlichen Kapazität desselben darbiete. Selbst abgesehen aber hiervon, würden nach alledem, was diesseits über die oben bezeichneten Kandidaten bekannt geworden, Probepredigten derselben für das Vorhaben unzweifelhaft ohne jeden Erfolg sein und somit nur die Erledigung der so wichtigen Angelegenheiten verzögern und — erschweren.

Wie sich von selbst versteht, sind die angedeuteten Ermittelungen vertraulichster Natur, und erheischen sie — besonders im schriftlichen Verkehr — gebührende Diskretion. Es bestätigen dieselben aber — und zumal im Hinblick auf die umfangreichen neunmonatlichen Verhandlungen — die Richtigkeit unserer früher dargelegten Ansicht, daß der fragliche Gegenstand schon bei seiner Vorprüfung in der gemischten Kommission mit treuester Sorgfalt und größter Umsicht behandelt worden war, und die Resultate derselben nur als das Ergebnis der reiflichsten Ueberlegung und nach allen Seiten hin eingehenden Erwägung angesehen werden kann. Weit entfernt also davon, etwa blos bei der unsererseits einmal geschehenen Wahl beharren zu wollen, müssen wir vielmehr nach abermaliger Prüfung des Gegenstandes, bei der gewissenhaften, aus der wirklichen Sachlage geschöpften Ueberzeugung verbleiben, daß zur Wahrung des Interesses und der Würde unserer Gemeinde ein anderer Ausweg nicht vorhanden ist, als — insofern die gleichzeitige Besetzung beider Rabbinerstellen für ein dringendes Bedürfnis erachtet wird — auf die Wahl der Herren Dr. Aub und Dr. Joel zurückzugreifen.

Da letzterer auch seitens der geehrten Versammlung in erster Linie genannt wird und persönlich hier genügend gekannt ist, so dürfen wir uns wohl jeder weiteren Darlegung seiner vorzüglichen Befähigung enthalten. Aber auch inbetreff des Herrn Dr. Aub glauben wir, daß, nach dem übereinstimmenden Urteile eben so ehrenwerter wie kompetenter Männer, weder bezüglich seines höchst ehrenhaften, würdevollen Charakters noch seiner ausgezeichneten rabbinischen und allgemein wissenschaftlichen Qualifikation, ein Zweifel obwalten könnte. Ebensowenig kann ferner der in den litterarischen Leistungen hinreichend gekennzeichnete, durchaus gemäßigte religiöse Standpunkt dieses Kandidaten zu einem Bedenken Anlaß geben, indem Herr Dr. Aub, wie wir, gegenüber jeder anderweitigen Insinuation, mit aller Bestimmtheit behaupten dürfen, mit der Treue und Beharrlichkeit eines besonnenen, sich seiner Aufgabe von jeher völlig bewußten Mannes, in Lehre und Leben nach wie vor an jenem Standpunkte festhält. Gleichwie in dieser Beziehung müssen wir aber auch der, blos auf vage Gerüchte sich stützenden, Bemängelung des Dr. Aub'schen Dialekts entgegenzutreten, da dieselbe in dem urschriftlich beiliegenden Briefe des Herrn Dr. P., eines norddeutschen und in dieser Beziehung gewiß vorzugsweise urteilsfähigen Gelehrten, eine schlagende Widerlegung findet.

Frei von jeder Voreingenommenheit, würden wir daher, bei völlig objektiver Würdigung der Sachlage, unserem besten Wissen und Gewissen zuwiderhandeln, wenn wir es unterließen, auf beide genannten, nach allen Richtungen hin ausgezeichneten Kandidaten abermals die Aufmerksamkeit der geehrten Versammlung zu lenken, und hiermit wiederholt die Zustimmung zu den von uns vollzogenen Wahlen der Herren Dr. Aub und Dr. Joel zu beantragen.

Wir glauben voraussetzen zu dürfen, daß die geehrte Versammlung gleich uns aus den bisherigen Verhandlungen die Ueberzeugung gewonnen haben wird, wie gering die Zahl der Männer ist, auf welche man überhaupt zu reflektieren vermag, und wie, bei gleichzeitiger Besetzung beider Rabbinerstellen, unter den obwaltenden Umständen eine bessere und würdigere Wahl gar nicht getroffen werden könnte. Sollte wohldieselbe aber, wider Verhoffen, sich dieser unserer Ueberzeugung nicht anschließen, so geben wir zur gefälligen Erwägung anheim, daß alsdann mindestens mit der Besetzung Einer Rabbinerstelle vorgegangen werden müßte, wenn die großen Nachteile, welche sich in den verschiedensten Sphären der Gemeindeverwaltung schon sehr bemerkbar gemacht haben, nicht noch verlängert werden sollen. Sowohl auf dem religiösen, wie auf dem Gebiete des Unterrichtswesens sind jene Nachteile bereits in empfindlicher Weise hervorgetreten, und ihre Rückwirkung auf die finanziellen Zustände leuchtet nur allzusehr ein, als daß es in dieser Hinsicht noch einer näheren Auseinandersetzung bedürfte.

Insofern nun der von uns bereits gewählte Herr Dr. Joel auch seitens der geehrten Versammlung, und zwar in vorderster Reihe, als Kandidat aufgestellt ist, über dessen Kandidatur also eine Meinungsdifferenz nicht obwaltet, stellen wir der geehrten Versammlung ergebenst anheim:

Falls im Schoße Wohlderselben die gleichzeitige Wahl beider genannten Rabbiner — zu unserem lebhaften Bedauern — nicht beliebt werden sollte, mindestens inbetreff des einen Kandidaten, des Herrn Dr. Joel, durch Beitritt zu der diesseits bereits erfolgten Wahl desselben einen Gemeinde-Beschluß herbeizuführen, damit auf diese Weise den vielen Unzuträglichkeiten endlich ein Ziel gesetzt werde.

Berlin, den 30. November 1864.

Der Vorstand der jüd. Gemeinde.

* * *

5a. An den Vorstand der jüdischen Gemeinde

Mit Bezug auf die Vorlage vom 30. vorigen Monats benachrichtigen wir den geehrten Vorstand ergebenst, daß der Antrag auf Beitritt zu der Wahl der Herren Dr. Joel und Dr. Aub, event. vorläufig Ersteren allein als Rabbiner zu wählen, in unserer heutigen Sitzung abgelehnt, dagegen beschlossen worden ist, die Herren Dr. Aub (hier folgen noch zwei Namen) zunächst zu Probepredigten einzuladen.

Wohldenselben ersuchen wir ergebenst, sich mit diesem Beschlusse einverstanden erklären und die Ausführung desselben baldgefälligst bewirken zu wollen. Anlage folgt zurück.

Berlin, den 18. Dezember 1864.

Die Repräsentantenversammlung der jüd. Gemeinde.

(Fortsetzung folgt.)

Der Talmud.

Von Rabb. Dr. A. Hochmuth.

V.

Welchen Anteil R. Akiba und R. Meïr und welchen Re Jehuda an der „Mischna“ haben, ist nicht mehr zu ermitteln; jedenfalls hat letzterer durch die lichtvolle Sprache, logisch. Ordnung und durch die Zusammenfassung des ganzen Lehrstoffes sich ein großes Verdienst erworben. Zunächst hat er die „Agada“ aus der „Halacha“ gesondert — nur ausnahmsweise kommen von jener und in der Regel nur am Ende eines Traktats einige Aussprüche vor — und nur dieser seine ganze Aufmerksamkeit zugewendet, welche er in 6 „Ordnungen“ (Sedarim), diese in 6 Traktate (Masechot), jeden Traktat in Abschnitte (Perakim), und jeden Abschnitt in Paragraphe (Halachot) teilte. Die erste Ordnung — Seraim — umfaßt die täglichen, nicht an eine bestimmte Zeit gebundenen religiösen Uebungen. Mit dem täglichen Gebet beginnend, und zur Wohlthätigkeit übergehend, werden in dieser Ordnung jene Gesetze behandelt, welche die hl. Schrift sei es zur Unterstützung der Armen, sei es zum Unterhalt der Priester und Leviten, sei es nach anderer Richtung statuiert. Die zweite Ordnung — Moed — umfaßt Sabbat- und Festtage und dazu gehörige ähnliche Bestimmungen. Die dritte — Naschim — behandelt alle Teile des Eherechtes und damit in Verbindung die Gesetze über Gelübde und Nasirat. Die vierte — Nesikin — erstreckt sich über das Zivil- und Kriminalrecht, die Gerichtsordnung und beschließt diese Ordnung mit der rabbinischen Ethik — Abot —, weil die zwei Hauptmomente zur Aufrechthaltung des sozialen Gemeindewohls, nämlich: die Schonung des Rechtes anderer, und wenn es verletzt wird, es durch Gerechtigkeitspflege wieder herzustellen, auch vom ethischen Gesichtspunkte zu betrachten und zu realisieren sind. Die fünfte Ordnung — Kodaschim — behandelt den Opferkultus und verbindet damit die mosaischen Gesetze über den verbotenen Genuß mancher Tiergattungen und Speisen. Die sechste — Toharoth — behandelt die während des Bestandes des Tempels in Ausübung gestandenen Reinheitsgesetze. Obwohl gute zwei Dritteile der Mischna, zur Zeit von deren Abfassung, keine praktische Giltigkeit mehr hatten, werden sie dennoch mit demselben Interesse, derselben Gründlichkeit, Geistesschärfe und Detaillierung erörtert, als beispielsweise die auf die Feste bezüglichen Gesetze, die, unabhängig von Tempel und Staat, persönliche Pflichten genannt werden. Wenn schon aus Gesagtem klar hervorgeht, daß der Verfasser der Mischna nicht die Absicht hatte, einen normgebenden Kodex für die Praxis zu verfassen, sondern den seit Jahrhunderten angehäuften Lehrstoff der Vergessenheit zu entreißen, so zeigt sich diese Tendenz auch darin, daß wir im ganzen Werke selten auf einen Paragraphen stoßen, in dem nicht bezüglich einer und derselben Gesetzesbestimmung verschiedene oder entgegengesetzte Meinungen angeführt wären.

Fingerzeige kommen wohl oft vor, nach welcher Meinung hin der Verfasser der Mischna sich neige. Dazu gehört z. B. daß die vom Redakteur gebilligte Ansicht, ohne Benennung des Autors, blos im Namen der Mehrheit: „die Weisen sagen“ angegeben ist. Aber auch das wird nicht als unverrückbare Norm aufgestellt, da ausdrücklich hervorgehoben wird, aus dem Grunde werden auch die differierenden Ansichten einzelner neben denen der Mehrheit in der Mischna angeführt, damit spätere Generationen auf jene sich stützen. Selbstverständlich konnte der Verfasser der Mischna, welchen Zeitgenossen und spätere Generationen, aus allgemeiner Anerkennung und Verehrung nur schlechthin „Rabbi“, Lehrer, Meister, nannten, weder *alle* differierenden Ansichten, noch jedes minder wichtige Detail in sein Werk aufnehmen. Der bei Seite gelassene Lehrstoff findet sich zum Teil in der von einem andern Sammler herrührenden und der Mischna sich anschließenden „Tosephta“ (Zusätze) oder in andern, im Talmud zerstreut angeführten „Boreitot“ d. i. außer der Schule tradierte Lehrsätze.

Ob R. Jehuda die Mischna auch schriftlich redigiert oder nur mündlich in der ihr gegebenen Form vorgetragen habe, und deren Niederschrift das Werk späterer Generationen sei, ist noch Gegenstand der Kontroverse, sowohl zwischen den alten Autoritäten, als neueren Forschern. Wie die Tanaiten in Staunen erregender Weise die Bibel beherrschten und für jede Gedanken- und Gefühlswendung, ja jedes Aperçu, sofort ein passendes Wort aus der hl. Schrift als Belege zur Verfügung hatten, so konnten sie auch ein treues Gedächtnis für den in der Schule vorgetragenen Lehrstoff haben. Viele Vorschriften bezüglich der Methode der Lehr- und Lernweise lassen in der That ein solches Memorieren, ohne jeden schriftlichen Behelf vermuten. Die Tanaiten standen auch auf der Höhe der Bildung ihrer Zeit, besaßen astronomische, mathematische und naturhistorische Kenntnisse, wußten die griechische Sprache zu würdigen, und scheinen auch im römischen Rechte nicht fremd gewesen zu sein, aus dem sie manche Sätze in das jüdische Zivilrecht einführten.

Mit aller Entschiedenheit kann behauptet werden, daß in der ganzen Mischna von dem rechtlichen oder sittlichen Verhalten der Juden den *Christen* gegenüber *nirgends* gesprochen wird. In dem, von fremden Kulten „Aboda-Sara“ genannten Traktat wird ausschließlich von Götzendienern und heidnischen Festen gesprochen. Aber sonst hinsichtlich der gesetzlichen Bestimmungen den Heiden und Sklaven gegenüber kann die Mischna kühn den Vergleich bestehen mit den Gesetzgebungen aller alten gleichzeitigen Völker, ja übertrifft dieselben an edler Humanität, was an dieser Stelle des weitern nachzuweisen, die Grenzen unserer Aufgabe überschreiten würde.

(Ein sechstes Kapitel folgt.)

Feuilleton.

Die letzte Marter.

Von A. de *Villiers de L'Isle Adam.* *)

Motto: — „O, eine Stimme, eine Stimme, um zu schreien!“
E. A. Poe (Der Brunnen und die Uhr.)

Beim Sinken eines Tages von ehedem wars und in den unterirdischen Gewölben des geistlichen Gerichtshofes von Saragossa; da stieg der ehrwürdige Petro Arbuez d'Aspila, sechster Prior der Dominikaner von Segovia, dritter Großinquisitor von Spanien, gefolgt von einem fra redemptor (Hauptfoltermeister) und unter Vortritt zweier laternentragender Vertrauter des heiligen Offiziums, hinab zu einem der entferntesten Kerker. Das Schloß einer massiven Thüre kreischte: man drang in ein mephistisches in-pace, wo der Leidenstag, dessen Licht von oben einfiel, zwei an die Mauern befestigte

*) Autorisierte Uebersetzung in der „Zeit“.

Ringe, eine blutgeschwärzte Folterbank, ein Kohlenbecken und einen Krug zeigte. Auf einem Lager aus Dunastroh, von den Stricken aufrecht erhalten, den Hals in einem eisernen Ring, saß ein zerlumpter Mann, dessen Alter nicht mehr unterscheidbar war.

Der Gefangene war kein anderer als der Rabbi Asher Abarbanel, ein arragonischer Jude, der, des Wuchers und der unerbittlichen Geringschätzung der Armen beschuldigt, seit mehr als einem Jahre täglich der Tortur unterworfen wurde. Trotzdem, da „seine Verblendung so hart war wie sein Fell", hatte er bisher die Glaubensabschwörung verweigert.

Stolz auf eine Geschlechtsfolge von mehreren tausend Jahren und das Alter seines Stammbaumes, denn jeder Jude, der dieses Namens würdig, hält mit Eifersucht auf sein Blut, leitete er seinen Ursprung nach dem Talmud von Othniel ab und daher von Ipsiboe, der Frau des letzten Richters von Israel, — ein Umstand, der seinen Mut auch in den schlimmsten seiner unaufhörlichen Qualen aufrecht-erhalten.

Mit Thränen in den Augen beim Gedanken, daß diese so starke Seele sich derart vom ewigen Heile ausschloß, näherte sich der ehrwürdige Pedro Arbuez d'Espila dem erschauernden Rabbi und sprach diese Worte:

„Freue Dich, mein Sohn; Deine Prüfungen hienieden nehmen nun ein Ende. Habe ich auch gegenüber so viel Verstocktheit mit Seufzen sehr vielerlei Härten gestatten müssen, so hat meine Aufgabe brüderlicher Zucht dennoch ihre Grenzen. Du warst der widerstrebende Feigenbaum, der so lang ohne Früchte blieb und nun Gefahr läuft, zu vertrocknen . . . Doch nur Gott allein bestimmt über Deine Seele. Vielleicht daß die unermeßliche Gnade Dir leuchten wird in Deinem letzten Augenblick! Wir müssen es hoffen! Es hat Beispiele gegeben . . . . Also sei es! — Ruhe denn diese Nacht in Frieden. Morgen wirst Du an dem Autodafé teilnehmen, das heißt, Du wirst dem Quemadero ausgesetzt werden, dem Rost, der die ewige Flamme vorbereitet: er sengt, wie Du weißt, mein Sohn, nur aus der Ferne, und der Tod braucht mindestens zwei (oft drei) Stunden, um zu kommen, weil wir ja Sorge tragen, Stirn und Herz unserer Holokausten durch nasse Tücher zu verwahren. Ihr werdet blos dreiundvierzig an der Zahl sein. Bedenke, daß Du, als der letzte in der Reihe, die Zeit hast, Gott anzurufen, ihm diese Feuertaufe anzubieten, die vom heiligen Geist ist. Vertraue also auf das göttliche Licht und schlafe."

Als er diese Rede geendigt, ließ Dom Pedro Arbuez den Unglückseligen entfesseln und umarmte ihn hierauf zärtlich. Dann war die Reihe am fra redemptor, der ganz leise den Juden bat, ihm zu vergeben, was er ihn hatte dulden machen, um ihn zu erlösen; — zuletzt umhalsten ihn die Vertrauten, deren Kuß durch die Gurgel stumm war. Nach beendigter Zeremonie wurde der Gefangene allein und bestürzt in der Finsternis zurückgelassen.

* * *

Mit trockenem Mund, das Gesicht vor Leiden wie verblödet betrachtete Rabbi Asher Abarbanel anfangs ohne besondere Aufmerksamkeit die verschlossene Thür. — „Verschlossen?" . . . Dies Wort erweckte in seinen tiefsten Tiefen eine Grübelei. Er hatte nämlich einen Moment im Spalt zwischen Thür und Mauer den Schimmer der Laterne weiterleuchten gesehen. Eine krankhafte Idee, entsprungen der Erschöpfung seines Gehirns, brachte sein Wesen in Aufruhr. Er schleppte sich zu der ungewohnten „Erscheinung" hin. Und indem er sehr sanft, mit langen, vorsichtigen Zögerungen den Finger in den Spalt steckte, zog er die Thür zu sich hin . . . O Verblüffung! Durch einen Zufall hatte der Familiaris, als er schloß, den großen Schlüssel umgedreht, ehe sie noch ganz den Stein des Thürstocks berührt, so daß der rostige Riegel nicht in die Mutter hineingegangen war und die Thür in den Kerker hineinrollte.

Der Rabbi wagte einen Blick hinaus.

Begünstigt von einer Art fahler Dunkelheit, unterschied er ein Halbrund erdfarbiger Mauern, durchbrochen von mehreren Wendeltreppen, und gerade vor sich, fünf oder sechs Stufen überragend, etwas wie einen schwarzen Portikus, der zu einem weiten Korridor führte, von dem man von hier unten aus blos die ersten Bogengewölbe sehen konnte.

Der Rabbi streckte sich also aus und kroch bis zur Höhe jener Schwelle empor. — Ja, allerdings war es ein Korridor, doch von wie ungemessener Länge! Ein bleicher Tag, das Licht eines Traumes erhellte ihn; Nachtlaternen, die von den Wölbungen hingen, gaben manchmal der dumpfen Färbung der Luft einen bläulichen Ton; — der Hintergrund des Korridors war nichts als Schatten. In der ganzen Dehnung nicht eine Seitenthür! Nur links, in Vertiefungen der Mauer, ließen kreuzweise vergitterte Kellerfenster ein Dämmerlicht durch; — es mußte das des Abends sein, denn rote Streifen überquerten da und dort die Bodenbretter. Und welche furchtbare Stille! — Jedoch, dort unten, im Fond jener schwarzen Schatten, konnte ein Ausgang zur Freiheit führen! Die flackernde Hoffnung des Juden hielt sich zäh, denn es war die letzte Hoffnung.

Ohne also zu zögern, wagte er sich hinaus auf den Boden des Ganges, hielt sich an die Fensterwand und strebte mit der düstern Tünche der langen Mauer möglichst zu verschmelzen. Er kroch langsam, auf der Brust liegend vorwärts, und hielt jeden Schrei zurück, wenn es in einer frischen Wunde zuckte.

Plötzlich brachte ihm das Echo dieser steinernen Allee das Geräusch von nahenden Sandalen an's Ohr. Ein Beben erschütterte, die Angst erstickte ihn; vor seinen Augen dunkelte es. Also, es war aus, ohne Zweifel! Er drückte sich mit dem Körper in eine Vertiefung hinein und wartete, halbtot.

Es war ein Familiar. Eine Kneipzange in der Faust, die Kapuze gesenkt, schrecklichen Aussehens eilte er rasch vorüber und verschwand. Das Entsetzen, das ihn an der Kehle gepackt, hatte in dem Rabbi förmlich alle Lebensfunktionen gelähmt; fast eine Stunde blieb er liegen, ohne einer Bewegung fähig zu sein. In der Angst vor einer Vermehrung seiner Qualen, im Falle er wieder eingefangen würde, dachte er daran, in seinen Kerker zurückzukehren. Doch die alte Hoffnung flüsterte ihm ihr göttliches „Vielleicht" in die Seele, das in allen Drangsalen Trost gewährt. War doch ein Wunder geschehen! Man durfte nicht zweifeln. Er begann also wieder der möglichen Entweichung entgegen zu kriechen. Von Leiden und Hunger erschöpft, zitternd vor Angst, zog er sich vorwärts. Und dieser grabähnliche Korridor schien sich rätselhaft zu dehnen! Und er hörte nicht auf, vorwärts zu gehen, immer in's Finstere zu schauen, in den Schatten dort unten, wo eine rettende Thür sein mußte.

Ach, ach! wieder erschallten Schritte, diesmal langsame, düstere. Die weiß-schwarzen Formen zweier Inquisitoren, mit langen, seitlich aufgebogenen Hüten, tauchten vor ihm aus der trüben Luft da unten auf. Sie unterhielten sich mit leiser Stimme und schienen über einen wichtigen Punkt in Kontroverse, denn ihre Hände bewegten sich.

Bei diesem Anblick schloß Rabbi Asher Abarbanel die Augen; sein Herz schlug, als wollte es ihm zerspringen; seine Lumpen waren von kaltem Todesschweiß getränkt; er blieb keuchend, unbeweglich, längs der Mauern, unter dem Strahl einer Laterne ausgestreckt — unbeweglich, im Gebete zu dem Gotte König Davids.

Vor ihm angelangt, blieben die Inquisitoren unter dem Licht der Lampe stehen, — durch einen Zufall, den zweifelsohne ihre Diskussion verursacht. Einer von den beiden, indem er seinem Gegner zuhörte, hatte gar den Einfall, den Rabbi anzusehen! Unter diesem Blick, dessen zerstreuten Ausdruck er nicht gleich begriff, glaubte der Unglückliche schon wieder die glühenden Zangen in seinem Fleisch sich verbeißen zu fühlen; es sollte also wieder ein Wehgeschrei und eine Wunde werden! Halb ohnmächtig, mit versagendem Atem, zuckenden Lidern, erschauerte er unter der Berührung dieses Kleides. Doch, ebenso seltsam wie natürlich, der Blick des Inquisitors war offenbar der eines Mannes, der sich tief mit dem beschäftigt, was er antworten soll, der ganz absorbiert ist von dem, was er anhört; die Augen waren starr und schienen den Juden anzuschauen, ohne ihn zu sehen!

In der That, nach einigen Minuten setzten die unheimlichen Disputierenden mit langsamen Schritten und in leisem Gespräch ihren Weg fort nach dem Kreuzweg, von dem der Gefangene hergekommen; man hatte ihn nicht bemerkt! So daß diesen in der schrecklichen Verwirrung seiner Gefühle der Einfall durchzuckte: „Bin ich am Ende gar tot, daß man mich nicht mehr sieht?“ Eine grauenhafte Empfindung riß ihn aus seiner Lethargie: als er die Mauer neben seinem Gesicht betrachtete, glaubte er von den seinigen zwei wilde Augen zu sehen, die ihn beobachteten! . . . In tollem momentanen Entsetzen, gesträubten Haares, warf er den Kopf zurück . . . doch nein, nein; seine Hände betasteten die Steine und überzeugten ihn, er hatte nur noch den Reflex des Blickes des Inquisitors in seinen Augen und hatte ihn unbewußt auf zwei Flecken der Mauer projiciert.

Vorwärts! Er mußte rasch dem Ende zukommen, wo er (krankhaft, ohne Zweifel!) die Befreiung vermutete, zu jenem Schatten, der nur noch etwa dreißig Schritte weit entfernt war. Er nahm also noch schneller, auf den Knien, den Händen, dem Bauch, seinen Leidensweg wieder auf, und bald kam er in die dunkle Partie dieses furchtbaren Korridors.

Plötzlich empfand der Arme elende Kälte oben an den Händen, die er auf den Boden stützte; das kam von einem heftigen Luftzug, der unter der Thür hereinstrich, zu dem der Mauergang führte. — O Gott, wenn diese Thür sich in's Freie öffnete!

Ein Schwindel der Hoffnung packte gewissermaßen das ganze Sein des bedauernswerten Flüchtlings. Er prüfte sie von oben bis unten, ohne in dem Dunkel vor seinen Augen etwas unterscheiden zu können. — Er tastete. Weder Schloß noch Riegel. — Ein Drücker! . . . Er richtete sich auf; der Drücker gab unter seinem Daumen nach; die schweigsame Pforte rollte vor ihm auf.

* * *

„— Hallelujah! . . . murmelte der Rabbi mit einem tiefen Seufzer voller Dankgebete, als er auf der Schwelle stand und sah.

Die Thür hatte sich in die Gärten geöffnet, in die Sternennacht, in den Frühling, die Freiheit, das Leben! Hier ging es auf die nahe Ebene, die sich bis zu den Sierras zog, deren zackige blaue Linien sich am Horizont profilierten; — dort war das Heil! . . . Ah, fliehen! Er würde die ganze Nacht durch die Zitronenwälder laufen, deren Düfte jeder Hauch ihm zutrug. Einmal in den Bergen, war er gerettet. Er atmete die gute, heilige Luft; der Wind belebte ihn; seine Lungen dehnten sich. Er hörte in seinem Herzen, das sich weitete, das veni foras des Lazarus. Und um noch einmal Gott zu segnen, der ihm diese Gnade gewährte, hob er die Augen zum Firmament und breitete die Arme aus.

Da glaubte er den Schatten seiner Arme sich zu ihm zurückdrehen zu sehen: — er glaubte zu fühlen, wie diese Schattenarme sich um ihn legten, ihn umwanden, — und daß er mit Zärtlichkeit an eine Brust gedrückt wurde. Eine hohe Figur stand in der That neben ihm. Vertrauensvoll senkt er seinen Blick auf diese Gestalt — und blieb keuchend, irr vor Angst, mit gebrochenem Blick, schlotternden Knien, vor Entsetzen geifernd stehen.

Gräßlich! Er befand sich in den Armen des Großinquisitors selbst, des ehrwürdigen Pedro Arbuez d'Espila, der ihn ansah, das Auge großer Thränen voll, und mit der Miene des guten Hirten, der sein verirrtes Schäflein findet! . . .

Der düstere Dominikaner preßte den unglücklichen Juden mit einem so glühenden Ausbruch von Erbarmen an sein Herz, daß die Spitzen des härenen Büßerhemdes unter der Kutte die Brust des Mönchs wundrieben. Und während Rabbi Aser Abarbanel, die Augen unter den Lidern ganz verdreht, vor Angst in den Armen des asketischen Dom Arbuez röchelte und dunkel erriet, daß alle Phasen dieses verhängnisvollen Abends nichts als eine vorbedachte Marter gewesen! murmelte ihm der Großinquisitor mit einem Ausdruck tiefsten Vorwurfs, mit bestürzten Augen und einem vom Fasten heißen ausgetrockneten Atem in die Ohren: „Wie, mein Sohn: An der Schwelle, vielleicht zum ewigen Heil, wolltest Du uns also verlassen?! . .“

Zahn um Zahn.

Erzählung aus Polens Vergangenheit.
(Fortsetzung.)

Mehrere Monate waren seit dem Besuche im gräflich Zarnowieckischen Schlosse verflossen. Amiéser lebte vollständig seinem Berufe. Der Ruf der Geschicklichkeit des in fernen Landen ausstudierten Judenarztes hatte sich bald in allen Kreisen der Hauptstadt verbreitet und täglich vermehrte sich die Zahl derer, die seine ärztliche Hilfe in Anspruch nahmen. Der alte Reb Josef lebte zurückgezogen, und suchte vor allem jede Begegnung mit Bekannten aus früherer Periode zu vermeiden. Es vermutete niemand in dem alten Reb Josef einen ehemaligen viel gekannten Bewohner Krakaus. In letzter Zeit war mit ihm insofern eine Veränderung vorgegangen, als er, der früher fast beständig zu Hause gesessen hatte, über seine Folianten gebeugt oder in Gedanken dahinbrütend, jetzt häufig längere Zeit vom Hause abwesend war und oft sogar ganze Nächte ausblieb. Amiéser vermied es, ihn darüber zu befragen oder auch sonst deshalb nachzuforschen, doch sagte ihm ein inneres Gefühl, daß auch diese rätselhaften Gänge und Abwesenheiten seines Großvaters mit dessen Plänen und folglich auch mit seiner eigenen Zukunft aufs innigste zusammenhingen. Von dem Thema seiner Geburt und seiner Zukunft war seit der oben geschilderten ersten Enthüllung zwischen beiden nicht mehr gesprochen worden.

Einige Zeit nach dem Besuche beim gräflichen Paare war Amiéser zur Gräfin gerufen worden, deren Leiden sich in den letzten Tagen vermehrt hatten. Sein ärztlicher Scharfblick erkannte, daß der zarte Organismus zum Teil wohl durch körperliche Ursachen, zum größten Teile jedoch durch innere, von längerer Zeit her stammende seelische Leiden und Kränkungen untergraben sei und eine allgemeine Schwäche herbeigeführt hatte, welche in besorgniserregendem Fortschreiten begriffen war.

„Edle Frau", sagte er nach längerem Prüfen und Befragen, „die Kunst des Arztes vermag viel über die Leiden des schwachen menschlichen Körpers, doch sind dieser Kunst Grenzen gezogen. Besonders wo die Ursache des Leidens tiefer liegt als in gewöhnlichen Störungen der Funktionen des Organismus, da ist oft der Arzt genötigt, von seiner gesamten Wissenschaft hauptsächlich denjenigen Teil zu Rate zu ziehen, der sich auf die Kenntnis des menschlichen Gemütes bezieht und dessen Heilmittel nicht im Laboratorium des Pharmazeuten zu finden sind. All mein Wissen und meine Kunst sollen bestrebt sein, Euer Leiden, edle Frau, zu beschwichtigen; ob es mir auch möglich sein wird, die Ursachen Eurer Leiden gänzlich zu entfernen, dies wage ich noch nicht zu entscheiden. Denn Euer Leiden ist zugleich ein Seelenleiden, dessen volle Tragweite zu bemessen mir nicht zusteht."

„Ich verlange nur Linderung," sagte die Gräfin schmerzlich bewegt, „Heilung ist unmöglich."

„Gegenüber einem solchen Ausspruche aus dem Munde des Kranken," erwiderte Amiéser mit betrübter Miene, „kann der Arzt nicht viel antworten. Doch darf er darum weder selbst die Hoffnung aufgeben, noch auch den Kranken dieselbe aufgeben lassen. So manches nicht mehr gehoffte, bereits aufgegebene, erfüllt sich demnach noch einmal. Die Zeit vermag viel — vergessen machen und heilen."

„Glaubt Ihr?" sagte sie, trübselig lächelnd. „Vielleicht wird die Zeit auch an mir ihre Allmacht beweisen; aber daß sie mich auch vergessen machen könnte, was in meinem Sinne sich eingegraben, das glaube ich nicht; — Vergeßlichkeit ist meine Schwäche nicht."

Der junge Arzt blickte sie sinnend an.

„Es ist das Merkmal des bevorzugten Geistes," sagte er, „daß dasjenige, was auf seine Seele Eindruck macht, sich wie mit ehernem Griffel seinem Gedächtnisse einprägt und dem verwischenden Einflusse der Zeitenfolge trotzt, dem der alltägliche, schwache Geist unterliegt. Jedenfalls," fuhr er nach einer Pause fort, „wird es notwendig sein, Euch so viel als möglich in Ruhe zu verhalten, und jede Nervenaufregung zu vermeiden. Ich werde mir erlauben, Euch eine Arznei zu verabreichen, die Eure Leiden lindern und die erschlafften Kräfte stärken wird. Mit den gehobenen Kräften wird auch der Lebensmut sich heben und dann, edle Frau, wird vielleicht doch die einstweilige Linderung zur vollen Genesung werden."

„Vielleicht," sagte sie leise.

Gräfin Jadwiga, aus verarmten aber edlem Hause stammend, hatte in ihrer Jugend eine sorgfältigere Erziehung genossen, als sie den meisten Edeldamen jener Zeit zuteil zu werden pflegte. Ihr Herz war noch vollkommen frei, als der junge und reiche Magnat, Graf Zarnowiecki, durch ihre blendende Schönheit angezogen, sie kennen lernte und um ihre Hand warb. Es war kein Grund vorhanden, diese Verbindung auszuschlagen, und so wurde sie Gräfin Zarnowiecka.

In der ersten Zeit glaubte Jadwiga ihren Gatten zu lieben und erwartete Gegenliebe. Bald jedoch stellte sich Enttäuschung ein. Das bestechende Aeußere des jungen Edelmannes barg ein hohles Innere. Jadwiga fühlte sich vereinsamt inmitten ihrer Umgebung. Mehr dem inneren Empfinden als dem äußern Glanze ergeben, sehnte sich ihr empfängliches Gemüt nach einem gleichgesinnten Gemüte, das, auf gleicher geistiger Höhe mit ihr stehend, sie verstände und ihre Gefühle erwiderte. In ihrem, mit den Vorzügen und Mängeln des damaligen polnischen Edelmannes ausgestatteten Gatten fand sie diese Erwiderung nicht.

Da führte der Zufall den jungen Judenarzt auf ihren Pfad. Die ritterliche Manier seines ersten Auftretens, seine immer mehr sich zeigenden geistigen Vorzüge und der Adel seines Charakters fanden in der Seele der Gräfin einen mächtigen Wiederhall und erweckten in ihr Gefühle, die durch den Abstand zwischen der Magnatenfrau und dem unbekannten Juden nicht abgeschwächt, sondern nur intensiver angefacht wurden. Denn die über das Niveau der gewöhnlichen Denkungsart sich erhaben fühlende Frau fand es eines bevorzugten Geistes würdiger, das Gute und Edle desto höher zu schätzen, je tiefer man es findet. Vergleiche, die sich ihr aufdrängten, zwischen dem in niederer Sphäre geistig hoch dastehenden Juden und dem auf hoher Sufe in geistiger Armut und Hohlheit befangenen Magnaten, fielen nur zu Gunsten des ersteren aus.

Der Aufenthalt im spanischen Städtchen war jedoch von zu kurzer Dauer gewesen, als daß die aufkeimende Leidenschaft eine größere Ausdehnung hätte gewinnen können. Die Trennung hatte das kaum begonnene Glimmen derselben zum Teil, wenn auch nicht vollständig, unterdrückt; unter der Asche jedoch brannte ein Funke der Erinnerung leise, aber stetig fort.

Und je mehr die Gräfin sich ihrem Gemahl entfremdet fühlte und es ihn, wenn auch nur leicht, merken ließ, desto bereitwilliger fand sie ihn, ihr Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Die Neigung, die er in der ersten Zeit für sie empfunden hatte, und die er vielleicht für Liebe gehalten haben mochte, die aber in der That nichts als befriedigte Eitelkeit über den Besitz eines Wesens gewesen, um das ihn alles beneidete, hatte sich bald verloren. Zu seinem Charakter paßte das zarte, empfindliche, auf einer höheren geistigen Stufe als er stehende Wesen seiner Gemahlin nicht. Auch fühlte er das Bedürfnis nach aufregender Abwechslung. Und so hatte er sich denn immer mehr den Gelagen und den, damals besonders in Polen sehr häufigen politischen Konspirationen des Adels ergeben und seine Gemahlin nicht nur häuslich vernachlässigt, sondern auch äußerlich mehr als einmal empfindlich verletzt.

Den Ersatz, den ihr Gemahl für das häusliche Glück in der Gesellschaft suchte und fand, konnte sie nicht finden. Ihre Zurückgezogenheit und geringe Beteiligung an den Gesellschaften ihrer Standesgenossinnen und noch mehr ihr geistiges Uebergewicht, das die anderen mehr fühlten als verstanden, hatten ihr unter ihren Bekannten viel Neider und Feinde, von denen sie manche Kränkung zu erleiden hatte, aber keine einzige aufrichtige Freundin erworben.

Es ist das Schicksal eines jeden den großen Haufen Ueberragenden, daß er allenthalben Neider und Feinde erweckt. Und vollends, wenn es eine Frau ist, die, durch irgend eine Eigenschaft andere in der Gesellschaft überragt. Das wird ihr kein weibliches Wesen vergeben, das auch nur einmal in ihre Nähe gekommen und sich von ihr verdunkelt gefühlt hat.

Die ohnehin zarte Gesundheit der Gräfin wurde durch

dieses alles immer mehr angegriffen und als sie endlich einmal infolgedessen ihrem Gemahl den Vorschlag machte, das Palais in der Stadt zu einer sonst nicht gebräuchlichen Jahreszeit zu verlassen und für längere Zeit das Schloß auf dem Lande zu beziehen, benutzte er diese Gelegenheit, um das gezwungene und beiderseits unleidliche Verhältnis der Ehegatten zu einander zum offenem Bruche zu bringen.

Er beschloß in seinem Palais in der Stadt zu verbleiben, während die Gräfin ihren bleibenden Aufenthalt im Schlosse vor der Stadt nahm. Die Trennung des gräflich Zarnowieckischen Paares war somit, zur beiderseitigen Erleichterung, eine vollständige.

Obwohl jedoch der Bruch ein vollständiger und offenkundiger war, hatte es dennoch Graf Zarnowiecki für passend erachtet, denselben so wenig als möglich merken zu lassen und der Außenwelt gegenüber die Konvenienz zu beobachten. Und so stattete er von Zeit zu Zeit in längeren Pausen der Gräfin auf dem Schlosse Besuche ab, um den Anschein zu wahren. Aber sowohl der Graf als die Gräfin betrachteten diese Besuche als nichts anderes denn als ein der gesellschaftlichen Stellung gebrachtes beiderseitiges Opfer.

Das Wiedererscheinen Amiésers, der während der letzten Zeit in eben demselben Maße an äußerer Erscheinung und an innerem Werte gewonnen, wie der Graf Zarnowiecki in den Augen Jadwigas verloren hatte, fachte die kaum gedämpfte Glut in der Seele der Gräfin von neuem an. Die hoffnungslose Aussicht, jemals die Scheidewand zwischen beiden fallen zu sehen vermehrte nur die Tiefe der Leidenschaft. Und nun, sollte derjenige ein Leiden mildern, der selbst eine Hauptursache dieses Leidens war!

(Fortsetzung folgt.)

Wochen-Chronik.

Berlin, den 5. Dezember

* **Berliner Nachrichten.** Die Rabbinerwahlkommission hat beschlossen, keinen der Kandidaten, die sich gelegentlich des Ausschreibens der Stelle gemeldet, vorzuschlagen, sondern drei bekannte Rabbiner, die sich nicht gemeldet, zur Gastpredigt einzuladen. Der Vorstand hat diesen Beschluß gebilligt und Herrn Dr. B. Rippner, Rabbiner in Glogau für Sabbat-Chanukka, (14. Dezember) zu einer Gastpredigt eingeladen. Herr Dr. Rippner hat diese Einladung angenommen und wird an dem betreffenden Sabbat in der Lindenstraßen-Synagoge vorm. beim Haupt- und nachmittags beim Jugendgottesdienst predigen.

— **Nachwehen.** Wir erhalten folgende Zuschrift: Sehr geehrter Herr Redakteur! Gleiches Recht für alle. Dies ist die schöne Devise, welche die verschiedenen Parteien aus Anlaß der Repräsentantenwahl auf ihr Panier geschrieben haben. Welche der Parteien es wirklich Ernst mit der Verwirklichung dieses Prinzipes ist, war der Erkenntnis der Wähler anheimgestellt, deren bei der Wahl abgegebenes Votum ja in 8 bis 14 Tagen aus der Gruft der Wahlurne zum Leben erstehen wird. In welcher Weise jedoch der Vorstand der jüdischen Gemeinde sich das: „Gleiches Recht für alle", welches unbedingt der Grundpfeiler einer Verwaltung sein müßte, zur Richtschnur seiner Handlungen dienen läßt, mag aus folgender Thatsache erhellen: Bei der Wahl am 28. p. fungierten vor den verschiedenen Wahllokalen Beamte der Gemeinde — Synagogendiener u. s. w., also Leute, die ein Gehalt aus dem Steuersäckel der Gemeinde erhalten, welcher von den Mitgliedern sämtlicher Parteien gefüllt wird — als Verteiler der Kandidatenliste der — „Liberalen Vereinigung". Diese „Liberalität" des Vorstandes eingehend zu beurteilen und zu würdigen, überlasse ich den Lesern Ihres geschätzten Blattes. Mir genügt es vor der Hand, durch diese Mitteilung die Thatsache niedriger gehängt zu haben.

— **Das Neue Adreßbuch für Berlin und seine Vororte** gelangt soeben zur Ausgabe. Der vor uns liegende stattliche Band ähnelt in seiner äußeren Erscheinung den großen, weltstädtischen Adreßbüchern von London, New-York u. dergl. Der Einband ist von solider Eleganz, und die Anordnung der Hauptteile, welche sich in erster Linie von der üblichen durch Voranstellung des allgemeinen Teiles und eines umfassenden Sachregisters unterscheidet, übersichtlich und allem Anscheine nach praktisch. Was den Inhalt des Buches betrifft, so soll dasselbe nach Angabe des Verlages etwa 80 000 Haushaltungen und Geschäfte von Berlin und den Vororten mehr enthalten als das bisherige Nachschlagewerk dieser Art; den Adressen des Einwohnerteils sind vollständige ein Telephonadreßbuch entbehrlich machende Telephonvermerke beigefügt; im Straßenteile ist jede Straße mit einem schematischen Situationsbilde versehen, welches die Orientierung unterstützt. Der Vorortsteil behandelt 22 Vororte mit eingehender Ausführlichkeit. Besondere Aufmerksamkeit verdient das ausführliche Sachregister, welches mit seinen zahlreichen, den Bedürfnissen des täglichen Lebens angepaßten Hinweisen sehr bald zu einem unentbehrlichen Führer durch alle öffentlichen Einrichtungen der Residenz werden dürfte. Der beigegebene, in großem Maßstabe ausgeführte Plan erstreckt sich auch auf die entlegeneren Vororte und verdient wegen seiner klaren Uebersichtlichkeit und der verschiedenfarbigen Einzeichnung sämtlicher Linien der Pferdebahn, Dampfbahn 2c. besondere Beachtung.

— **Rechtsschwenkung überall.** In dem nunmehr beendeten Wahlkampfe in Berlin wurde von „liberaler" Seite, fast eben so oft wie Esra, Amerika zitiert als das Land, in welchem die hut-, kopf- und sabbatlose Reform das Judentum gerettet habe. Zur selben Zeit wurde aber drüben von einwandsfreier Seite konstatiert, daß in diesem gelobten Lande Nro. 2 sich ein Ruck nach Rechts vollziehe. In der jüngsten hier eingetroffenen Nr. der „Deborah" schreibt Professor G. Deutsch — die Tendenz des Blattes und die Richtung des Professors wird den wenigen „Liberalen", die sich schon vor den diesjährigen Wahlen mit jüdischen Dingen beschäftigt haben, bekannt sein — über die jüdisch-religiöse Bewegung: „Ein konservativer Zug geht unleugbar durch unser amerikanisches Judentum im gegenwärtigen Augenblick. Das ist freilich nicht so aufzufassen, als wollte man zum alten Schulchan Aruch zurückkehren oder auch nur als sollte die Synagoge ihren Ritus ganz dem Herkommen anpassen, aber es besteht offenbar, und bezeichnend genug, unter den früheren Ultraliberalen, die Tendenz, der Macht des geschichtlich Gewordenen größere Rechte einzuräumen und alte Gebräuche, soweit sie nicht das Gefühl des modernen Menschen verletzen, als Symbole beizubehalten. Zuerst ist mit dieser Mahnung Dr. Kohler (New-York) auf der Rabbinical Conference in Atlantic City hervorgetreten. Neulich hat Dr. Hirsch (Chicago), der noch vor wenigen Jahren das Sukkotfest als ein dürres Blatt am Baume Israels bezeichnete, dem kein vergeistigendes Symbolisieren helfen könne, eine

Sukkotfeier abgehalten, welche durch eine in der Synagoge errichtete Sukkah illustriert wurde. Vor wenigen Wochen hat Dr. Heller in New Orleans einen Kanzelvortrag „Occidentalism“ veröffentlicht, in welchem er für die Beibehaltung traditioneller Formen, besonders des Sabbatgottesdienstes und der Thorarolle plädiert. Die spontane Zustimmung, welche dieser Vortrag in weiten Kreisen fand, liefert den Beweis, wie sehr er den verbreitetsten Gesinnungen entsprach. Jetzt läßt Dr. Großmann in Detroit seine Kanzelvorträge unter dem Titel „The Jewish Pulpit“ erscheinen, in deren erstem er die Gründe darlegt, warum er den Sonntagsgottesdienst aufgegeben und zum Freitag Abendgottesdienst zurückkehrt. Er hat eingesehen, daß man sich von der Macht geschichtlich gewordener Verhältnisse nicht lossagen kann. Der traditionelle Charakter des Freitags erzeugt in dem Synagogenbesucher eine Stimmung, welche der Sonntag nicht erzielen kann.“ Schärfer ist das Streben unsrer „Liberalen“, die bereit sind eine schiefe Bahn zu betreten, die andere schon verlassen haben, noch nicht be- und verurteilt worden, wie hier von wahrhaft freisinnigen Männern. Freilich, den Amerikanern stehen Wissen und Erfahrung zur Seite.

— **Der Zionismus** wie der Antisemitismus greifen rasch um sich. Uns wird jetzt eine französische Monatsschrift zugeschickt, die unter dem Titel „Karmel“ in Philippopel erscheint und für das zionistische Programm, dessen erster und einzig praktischer Punkt die Kolonisation Palästina's ist, Propaganda macht. Wir lernen aus diesem Blatte, daß die Zionisten in fast allen Sprachen der Judenheit Organe herausgeben. In Saloniki und in Wien erscheinen solche Zeitschriften in portugiesischer Sprache, in Berlin wird eine deutsche, in London eine englische, in Budapest eine ungarische, in Lemberg eine polnische herausgegeben. Die Argumente des Blattes beschränken sich darauf, daß das zionistische Programm das einzige Gegengift gegen den Antisemitismus sei. Wir bemerken nur, daß Gegengift ganz und gar auf einer Fabel beruht, und daß selbst nach dieser Fabel das Mittel ein Gift ist. Im übrigen sind die jetzigen zerrütteten Verhältnisse in der Türkei nicht danach angethan, die Einwanderung nach diesem Reiche zu ermutigen. Der morsche Bau des Osmanenstaates muß früher oder später zusammenbrechen; ja der Zusammenbruch wäre schon erfolgt, wenn die Eifersucht der Mächte ihn nicht hintenanhielte. Ob die Herren, welche den Zionismus fördern, nicht ihre Aktion bereuen würden, wenn Rußland oder Frankreich in den Besitz Palästina's kämen und — Gott behüte uns, vor einer jüdischen Republik mit irgend einem zionistischen „Führer“ an der Spitze! Man denke nur an die diplomatischen Verwicklungen in einem Lande, das von den religiösen Fanatikern aller Sekten aus allen fünf Weltteilen bewohnt wird. Armenien wäre dagegen der reinste Sonntagsschulausflug. G. D.

— **Für die jüdischen Lehrerinnen** trat, wenn auch nur mittelbar, die Stadtverordnetenversammlung in ihrer letzten Sitzung ein. Die Stadtvv. Dr. Preuß und Genossen stellten einen Antrag folgenden Inhalts:

„Die Versammlung wolle beschließen: einen von den Abteilungen zu wählenden Ausschuß von 15 Mitgliedern zu beauftragen, das Material über die neuerdings von den Staatsbehörden in Bezug auf das kommunale Schulwesen erlassenen Anordnungen zu prüfen und der Versammlung darüber, sowie über die von den städtischen Behörden ergriffenen oder zu ergreifenden Maßregeln Bericht zu erstatten.“

Dr. Preuß begründete den Antrag, worauf dieser zur Annahme gelangte.

— **Dr. Böckel** ist auf den — Deutsch-wirtschaftlichen Verband (den übrigens keiner kennt) gekommen. Er hat sich für parteilos erklärt, so daß die Fraktion der Antisemitischen Volkspartei jetzt nur aus einem Mann besteht: Ahlwardt. Aus der Redaktion des „Deutschen Volksrechts“ ist Böckel ausgeschieden worden, weil er eine Erklärung, daß er nach wie vor „auf dem Boden des Rassenantisemitismus stehe und in keiner Weise mit Juden in Verbindung stehe“, nicht unterschreiben wollte. Ein hiesiges Antisemitenblatt wußte sogar zu melden, daß Böckel Anschluß an die demokratische Partei gesucht und gefunden habe. Zwar ist daran kein Wort wahr, aber der Witz ist nicht übel. Das „Deutsche Volksrecht“ erscheint fortan als Wochenblatt, in dem anscheinend vornehmlich der deutsche Gastwirt Nr. I., Emil Bodeck die Erzeugnisse seines Geistes abzulagern gedenkt. Sic transit gloria mundi.

— **Der Verein jüd. Schulmänner** hält am 7. d. M. seine Monatsversammlung mit folgender Tagesordnung ab: 1. Bericht der Kommission über den Empfang der Delegierten. 2. Wahl von Kassenrevisoren. 3. Beschlußfassung über die Verschiebung der Generalversammlung. 4. Vortrag des Vereinsmitgliedes Klein über „Religion und Moral.“ Vereinslokal: Hotel Münchener Hof, Spandauerstr. 11/13. — Bei dieser Gelegenheit ein Wort pro domo und — für andere. Die hier erscheinende „Pädagogische Zeitung“ bringt in ihrer letzten Nr. folgende Notiz:

Unter falscher Flagge. In der „Allgemeinen Israelitischen Wochenschrift“ vom 11. Oktober finden wir unter der Spitzmarke „Berliner Lehrerverein“ einen Bericht über die am 5. Oktober abgehaltene Sitzung der „Wissenschaftlichen Vereinigung jüdischer Schulmänner Berlins.“ Die Satzungen des Berliner Lehrervereins enthalten über eine derartige Sektion dieses Vereins nichts; es ist also nur anzunehmen, daß die Redaktion genannter Zeitschrift entweder über den Charakter jener Vereinigung sich bisher noch nicht klar geworden ist, oder daß hier aus uns unbekannten Gründen absichtlich diese Firma gewählt wurde. Es bedarf gewiß nur dieses Hinweises, um die Redaktion der „Allgem. Israelitisch. Wochenschrift“ zu einer Richtigstellung zu veranlassen.

Die Redaktion der „Pädag. Zt.“ soll sich in uns nicht getäuscht haben, denn wir drucken, wie sie sieht, ihre Reklamation wörtlich ab. Im übrigen möchten wir fragen: Wozu der Lärm? Unser Blatt ist ein jüdisches, der betreffende Bericht erschien in der Rubrik „Berliner Nachrichten“, wo nur Mitteilungen aus der Berliner jüdischen Gemeinde und polemische Notizen der Redaktion veröffentlicht werden. Wenn wir nun, der Kürze wegen, den Vereinsbericht wie von der Pädagog. Ztg. moniert überschrieben haben, so war es für jeden unbefangenen Leser von vornherein klar, daß es sich hier nur um einen jüdischen Verein handeln könne. Ein Segeln unter falscher Flagge war demnach nicht beabsichtigt und konnte nicht beabsichtigt sein. Denn wie der „Pädag. Ztg.“, sind auch uns die Gründe unbekannt, die jemand veranlassen könnten, auf ein in sich gefestetes jüdisches Schifflein die Flagge eines Vereins zu setzen, dessen Ansehen und Bedeutung wir nicht kennen.

— **Um was es sich handelte.** Wir haben einen objektiven Bericht über den verflossenen Wahlkampf in Berlin für die vorige Nr. in Aussicht gestellt, können ihn aber auch in der heutigen noch nicht geben, weil uns das Wahlresultat noch nicht bekannt ist und der Bericht doch nicht allein einen Rückblick, sondern auch einen Ausblick bieten muß. Es sei uns darum gestattet, einen Auszug aus der Rede, die Prof. Dr. Lewin in der letzten von 2000 Wählern besuchten Versammlung des Zentralvereins hielt, als Ersatz zu liefern. Wir haben die Rede von einem Kammerstenographen aufnehmen

a ssen, und geben den Teil wieder, der stets aktuell bleiben, der besonders den auswärtigen Lesern zeigen wird, um was es sich hier gehandelt. Unsere Reflexionen laufen uns nicht davon; die Leser werden sie uns nicht schenken, und auch wir den Lesern nicht. — Nach einer längeren Einleitung führte Prof. Lewin aus:

Die Lage der Dinge ist folgende: Aus der Schlummersucht, in die seit drei Jahrzehnten die ganze jüdische Gemeinde eingelullt war, ist sie nunmehr mit einem Male erwacht oder besser: erweckt worden. Diese Schlummersucht war keine Indolenz, keine geistige Trägheit, sie war nicht einmal Gleichgiltigkeit — es war etwas anderes: Das Gefühl der Ohnmacht gegenüber dem herrschenden System. Und wenn man die Empfindung hat, daß man nichts ausrichten kann mit den vorhandenen Kräften, dann resigniert man, dann bescheidet man sich, man wartet bessere Zeiten ab. Diese besseren Zeiten für die jüdische Gemeinde Berlins sind jetzt gekommen! Täuscht mich nicht mein Inneres, so glaube ich, daß es jetzt ganz, ganz anders werden wird, und zwar weil nunmehr das Bewußtsein wach geworden ist, daß die Kräfte vorhanden sind; und mit den Kräften wächst das Bewußtsein der Selbständigkeit, wächst der Widerstand, die Widerstandskraft. Und damit ist eigentlich alles gewonnen! — — —

Was geht denn in der Gemeinde vor? Sie sehen zwei Richtungen sich geltend machen. Die eine Richtung geht dahin, daß der Besitz derer, die momentan die Leitung der Gemeinde in Händen haben, erhalten bleiben solle; auf der andern Seite sehen Sie eine ganze Reihe von Männern, die bisher regiert wurden, und diese regierten Männer wollen sich nicht mehr unter das Regiment beugen, unter dem sie bisher standen, und versuchen andere an die Regierung zu bringen. Wenn Sie Umschau halten, so finden Sie zweifellos unter den Leitern der jüdischen Gemeinde und ihren Organen, daß dieses Hochgefühl des Regierens sich in sehr unangenehmer Weise bemerkbar macht, besonders bei Männern, die von Geburt an nicht zum Regieren berufen waren, sondern die durch Zufall zu einer Machtfülle gekommen sind und nun im Bewußtsein dieser Macht uns andere so schlecht behandeln als es nur geht. Beispielsweise erinnere ich jeden, der in der angenehmen oder unangenehmen Lage gewesen ist, mit der jüdischen Gemeinde resp. ihrem Büreau zu verkehren, an den hochmütigen Ton, den viele subalterne Beamte dort anschlagen. (Bravo! Sehr richtig!) — — — — —

Dadurch allein schon muß eine gewisse Disharmonie gezeitigt werden. Diese Disharmonie besteht seit Jahren; überall Mißton, überall das Gefühl, daß nicht mit jener Gerechtigkeit gehandelt wird, wie sie zwischen Bürgern und speziell zwischen Angehörigen einer Glaubensgemeinschaft, d.e aus freier Wahl zur Verwaltung ihres Vermögens und zur Führung ihrer Angelegenheiten Vertrauenspersonen einsetzt, notwendig ist.

Und nun sich eine gewisse Revolte gegen dieses System und gegen diese Art Führer zu spielen sich erhoben hat, da drehen jene Herren den Spieß um und sagen: Was wollt Ihr? Ihr seid Zelot:n! Ihr seid die Verfolger! Ihr bildet den großen schwarzen Kessel, der gar keinen Grund hat: den Kessel der Orthodoxie, Ihr greift uns an, nicht wir Euch! — — —

Ausgezeichnet war die Polemik gegen unsere „Liberalen“, die behaupten, die „Seele des Judentums„ pflegen zu wollen.

Das ist etwas neues, die „Seele des Judentums“, und ein solches Judentum nur mit Seele! Ich bin weit in der Welt umhergekommen. Ich habe Amerika von einem Ende bis zum andern durchstreift, ganz Kanada, bis dem Gestade des stillen Oceans, und ich habe einen ziemlich offenen Blick für das, was um mich vorgeht, und so habe ich in Tausenden von Orten, wohin mich auch mein Fuß getragen, mich umgeschaut, wie das Judentum aussieht. Da habe ich das Judentum, das nur noch „Seele“ ist gesehen, vor allen Dingen in New-York, und ich kann sagen, daß es mich angeschaudert hat, als ich eine dieser Synagogen, dieser sogenannten Synagogen betrat, wo die jüdische Seele, die Religionsseele des Judentums vornehmlich erhalten wurde, und wo ebenso gut, wenn dort der Halbmond angebracht worden wäre, der Muhamedanismus, oder wenn dort eine Buddhastatue hingesetzt wäre, der Buddhismus seine Verehrungsstätte hätte haben können. Es ist die reine Abstraktion, die Negation alles dessen, was das Judentum ausmacht. Hier ist der Boden abgegraben, auf dem das Judentum noch steht. Das habe ich gesehen, und habe es wiedererkannt als eine andere Bewegung bei uns in Deutschland inszeniert wurde, — nämlich als „ethische Kultur“.

Darüber kann kein Zweifel herrschen, daß man auch vor einem Manne der nur ethische Kultur treibt, den Hut ziehn kann, daß er edel und gut sein kann, aber wir verlangen ihn nicht zum Führer der jüdischen Gemeinde!

Solche und ähnliche Herren spielen sich jetzt, ich möchte sagen, als Religionsstifter auf. Es sind dies aber, wenn ich es richtig bezeichnen soll, Zwerge, Zwerge, die sich an den herrlichsten Dichtungen, die nicht nur die Juden, sondern vielleicht jemals eine Nation zu Tage gefördert hat, vergreifen, das sind Zwerge, die sich an den wirklich unerreichbaren Dichtungen Jehuda Halevi's und Salomon ibn Gobirols vergreifen. Diese kleinen Gernegroßen strecken ihre vernichtenden und doch so schwachen Finger zu jenen Gigenten empor und wollen nicht nur jenen ihren Ruhm, sondern auch uns die Möglichkeit nehmen, das zu bewundern, was auf jüdischem Boden entsprossen und woran nicht nur Juden, sondern auch andere sich erfreuen! Und wer versucht dies? Prediger mit einem kurzen Wissen, nein nicht nur mit einem kurzen Wissen, sondern häufig auch mit einem sehr kleinen Gewissen, wollen „kürzen“! Dann kommt ein Rechtsanwalt. Der kennt die Pandekten und sein Corpus juris in- und auswendig; er kann einen Raubmörder vielleicht so verteidigen, daß er freigesprochen wird, aber er ist kein — Religionsstifter! (Bravo!) Und wenn ein Arzt einen Kehlkopfkatarrh erkennt, darum hat er noch kein Recht anzugreifen, was uns allen heilig, was uns verehrungswürdig ist! Wo haben diese Herren dazu ihren Befähigungsnachweis? (Bravo!) Solche Kulturmosesse (Stürmischer Beifall) wollen ihre Kultur auf andere übertragen, sie wollen reformieren, sie wollen „Luther“ spielen! Luther, das war denn doch ein anderer Mann, das war ein Gigant. Daß diese, dem Riesen gegenüber so kleinen Herren sich anmaßen, nicht nur die Sache zu meistern, sondern gleichzeitig auch die Personen, daß sie uns meistern wollen, das brauchen wir uns nicht gefallen zu lassen. Wir haben noch so viel Wissen und so viel Geist wie diese Herren, und wir legen dennoch nicht Hand an die Dinge, die anderen verehrungswürdig sind. Wenn ich diese neuesten Religionsstifter — es sind auch mir befreundete darunter — in meinen Destillierapparat packte und noch so lange erhitzte, so würde ich noch kein hebräisches A B C herausdestillieren! (Bravo!) Das sind aber „liberale“ Herren, das sind Freigeister — für alle trifft es nicht zu, aber für viele — weil sie frei sind von Geist! (Bravo!) Wenn diese Herren an ihrer neuen Synagoge ändern wollen — für eine Aenderung bin ich sofort, dafür können sie mich jede Stunde haben — und Sie m. H. werden zustimmen, wir votieren ihnen die Glocken dazu, und zwar Glocken, die weit hineintönen bis in ihr innerstes Gemüt und sie daran erinnern sollen, woher sie kamen, an ihre Ahnen. (Bravo!) Die Herren haben ja bereits eine Synagoge, die ihren Anforderungen entspricht; der Sabbat ist auf Sonntag verlegt. Fragen Sie sie aber aufs Gewissen, wie oft einer dieser Herren in die Synagoge der Reformgemeinde geht. . . .

Gewiß, das kann jeder halten, wie er will. Die Freiheit des Handelns, besonders der religiösen Uebung, ist jedem gewährleistet — aber, wer nicht religiös ist, darf sich nicht als Führer aufspielen, der muß die Führerschaft andern überlassen.

Viele dieser Herren, die von der Erhaltung des Judentums sprechen — wieviel Judentum hab.n Sie denn noch? Sehr viele von ihnen haben genau so viel davon, daß, wenn sie gestorben sind, sie auf dem jüdischen Gottesacker begraben werden und ihnen eine schöne jüdische Leichenpredigt gehalten wird! (Bravo!) Mit solchen Leuten kann man nicht verhandeln, wenn sie sagen: wenn ihr nicht nachgebt, fällt die Gemeinde auseinander. Nun, m. H., zur Liebe kann man niemand zwingen und auch zur Religion nicht. Und ein welkes Blatt am Zweig hat noch niemand so gefestigt, daß es sitzen bleibt. Was welk ist, fällt ab, das ist Naturgesetz. Und wir Aerzte entfernen, was brandig ist, nur so kann man da vorgehen, damit eine Scheidung zwischen Gesunden und Kranken eintritt.

Jene „liberalen“ Herren, die sich darüber beklagen, daß die Indolenz in der Gemeinde groß geworden ist, daß die Juden nicht mehr das lebendige Gefühl des Zusammenhanges mit dem Judentum haben, sie müssen zugeben, daß dies groß gezüchtet ist in der Berliner Gemeinde durch die Unthätigkeit aller, die berufen waren, bessere Zustände herbeizuführen . . .

Es kann jemand religionslos und dabei ein ehrenwerter Mann sein, vor dem jeder den Hut zieht. Er kann im öffentlichen Leben jede Stellung bekleiden, aber nicht Führer einer jüdischen Gemeinde sein! Der Führer einer jüdischen Gemeinde muß das notwendigste Maß von Religion besitzen und dieses Maß auch bethätigen.

Nun giebt es eine ganze Reihe unter diesen liberalen Männern, die nicht nur nicht Religion haben, d. h. Religionsgefühl, die auch nicht Pietät besitzen, die überhaupt keinen Gottesglauben haben. Ich selbst kenne einen Herrn, der in jüdischen Angelegenheiten in Berlin

eine Rolle spielt. Dieser Herr hat mir in zwangloser Unterhaltung mitgeteilt, daß er sich die Schule der Zukunft so denke, daß man den Kindern z. B. die Irrfahrten des Odysseus erzählt und daran die Erzählung von Jehovah, dem Judengott anknüpft, der da oben über der blauen Ferne wohnen soll, wohin kein Fernrohr der Astronomen gelangt. „So erzählt man den Kindern das Märchen."

Man kann sogar auch ohne jeden Gottesglauben, ein ehrenwerter Mann sein, vor dem jeder den Hut zieht, aber solche Herren haben mit der jüdischen Gemeinde nichts zu thun. Sie sollen alles Mögliche anfangen, aber sie dürfen nicht in der jüdischen Gemeinde, in jüdischen Anstalten und jüdischen Betrachtungen ein Wort einzureden haben.

Jetzt wissen unsere Leser ungefähr, worum es sich in Berlin gehandelt und werden zugeben, daß ein solcher Kampf, ein Kampf gegen ein solches System des Schweißes und Druckerschwärze wert gewesen.

* k. **Aus den Litteratur-Vereinen.** Der Hamburger Verein hat am Dienstag in der Aula des Wilhelm-Gymnasiums seinen November-Vortrags-Abend veranstaltet. Vor dichtgefülltem Hause sprach Herr Prediger Dr. Leimdörfer fast $1^1/_2$ Stunden über „Sara Copia Sullam" und erwies sich durch den Vortrag wieder als vortrefflichen Redner und Gelehrten. Er führte Folgendes näher aus:

„Sara Copia Sullam" ist als gelehrte Dichterin und zugleich als jüdische Glaubensheroien erst seit dem Jahre 1863 näher bekannt. 1595 wurde sie zu Venedig geboren. Ihre Eltern ließen ihr eine sorgfältige Erziehung angedeihen. Zeitgenössische Schriftsteller rühmen Sara's ungewöhnliche Schönheit, die melodische Stimme und die hohe poetische Begabung insbesondere auf dem Gebiete des Sonetts. Alles dies aber wurde übertroffen von ihrer Religiosität und ihrem Wohlthätigkeitssinn. Nach dem Tode ihres Vaters vermählte sie sich mit Jakob Sullam. Neben den Pflichten der Hausfrau widmete sie sich in Ermangelung des Kindersegens Werken der Mildthätigkeit und gelehrten Studien. In der Glanzperiode ihres Schaffens nahte sich ihr die Versuchung. Ansaldo Cebà, ein kränklicher Edelmann aus Genua, 35 Jahre älter als sie, der nach einer verunglückten politischen Karriere Weltgeistlicher geworden war und sich als Dichter eines Namens erfreute, ließ 1618 ein Epos „Die Königin Esther" erscheinen, das die Kritik nicht mit der erhofften Begeisterung aufnahm. Sara Sullam aber war so begeistert davon, daß sie an den Dichter schrieb, sein Gedicht verlasse sie nicht. Daraus entspann sich ein längerer Briefwechsel, Ansaldo wünschte die Dichterin für seine Kirche zu gewinnen. Sara erblickte in dem Abfall von der väterlichen Religion die größte Charakterlosigkeit. Nach ihrer Krankheit 1622, wird eine gefährliche Anklage gegen sie erhoben. Baldassare Bonifaccio aus Rovigo, später Bischof von Capo d'Istria, veröffentlichte eine Abhandlung über die Unsterblichkeit der Seele, in der er die Dichterin beschuldigte, die Unsterblichkeit der Seele zu leugnen. Tief entrüstet über diese Unwahrheit, raffte sich die gerade damals erkrankte Sara auf, um in zwei Tagen eine Schrift zu verfassen, die ihre wissenschaftliche Bedeutung in das hellste Licht stellt. Sie schrieb ein „Manifesto", in dem sie mit großer Gelehrsamkeit, beißender Ironie und klassischer Diktion die Schmähschrift Bonifaccio's widerlegte. Anfang Februar 1641 starb sie.

Mit einem Hinweis auf die vor- und nachmendelssohn'sche Periode der Frauenerziehung und dem Ideale der harmonischen Ausbildung des Geistes und des Gemütes des weiblichen Geschlechtes, schloß der Redner seinen Vortrag, der auf die außergewöhnlich zahlreiche Hörerschaft einen großen Eindruck machte, welcher sich in stürmischen Beifallskundgebungen äußerte. Der Vorstand des Hamburger Geschichts- und Litteratur-Vereins sandte aus Anlaß dieses Vortrages an Herrn Dr. Leimdörfer eine Dankadresse die folgenden Wortlaut hat:

Sehr geehrter Herr Doktor!

Es gereicht mir zum Vergnügen, mich des Auftrags des Vorstandes unseres Vereins zu entledigen, der mich veranlaßt hat Ihnen, hochgeehrter Herr Doktor, in seinem Namen den herzlichsten Dank für den ebenso belehrenden wie interessanten Vortrag über Sara Copia Sullam auszusprechen. Wir können mit Genugthuung konstatieren, daß dieser Vortragsabend nach der übereinstimmenden Ansicht all der zahlreichen Hörer, zu den gelungensten gehört, die wir bisher arrangiert haben. Sie haben es verstanden, sehr geehrter Herr Doktor, die mit so großer Mühe und Sachkenntnis erzielten Früchte Ihrer Studien und Forschungen in einer so anziehenden und anmutigen Form vorzuführen, daß nicht blos die Kenner, sondern auch die Laien mit dauernder Spannung Ihren beredten Worten folgten. Möchte es Ihnen vergönnt sein, mit der starken Kraft Ihres Geistes zum weiteren Ausbau der Wissenschaft des Judentums noch lange zu wirken! Mit der Bitte, Ihr geschätztes Wohlwollen dem Vereine auch ferner zu erhalten, zeichne

Hochachtungsvoll

Dr. Fink, Schriftführer.

— **Pädagogisches.** Vor kurzem wurde die Frage über den einjährig-freiwilligen Dienst der Lehrer im „Briefkasten" dieses Blattes kurz behandelt. Wir glauben unsren jungen Lehrern einen Dienst zu erweisen, indem wir eine Mitteilung des Vorsitzenden des Deutschen Lehrervereins an den geschäftsführenden Ausschuß reproduzieren. Betreffend des Einjährig-Freiwilligen-Dienst der Volksschullehrer ist dem gen. Vorsitzenden an wohlunterrichteter Stelle der Bescheid geworden, daß die jetzige vorläufige Regelung des Militärdienstes der Volksschullehrer mit der Frage des einjährigen Dienstes nichts zu thun hat. Die Frage liegt noch dem Reichskanzler vor, der sie mit Hilfe der Reichsschulkommission entscheidet. Es liegt zur Zeit kein Anlaß vor zu der Befürchtung, daß diese Entscheidung schließlich in einem für die Wünsche der Lehrer ungünstigen Sinne erfolgen werde.

— In Betreff des religiösen Charakters der Volksschulen in Preußen hat der I. Senat des Oberverwaltungsgerichts in dem Endurteile vom 18. Juli 1895 folgende Reichsgrundsätze aufgestellt: Die religions- oder konfessionslose Schule ist nicht zugelassen. — Im Bereiche des Allgemeinen Landrechts ist sowohl die konfessionelle wie die paritätische (Simultan-) Schule gesetzlich statthaft. — Eine Konfessionsschule für die Minderheit darf in Bezirken, wo solche Schulen für die Mehrheit bestehen, an sich gefordert werden, sofern das — vom Verwaltungsrichter nicht nachzuprüfende — öffentliche Unterrichtsbedürfnis es erheischt. Verpflichtet zu ihrer Errichtung ist zwar nicht die Sozietät, welche die Konfessionsschulen für die Mehrheit unterhält, wohl aber die bürgerliche Gemeinde, welche an Stelle einer Sozietät kraft eigener Entschließung das öffentliche Schulwesen als eine Kommunalanstalt unterhält, daß sie die Schullast nicht nur für die Angehörigen einer bestimmten Konfession, sondern für alle Einwohner ohne Unterschied des Glaubens übernommen hat.

* t. **Aus Oesterreich-Ungarn.** Graf Eduard Taaffe, der frühere Ministerpräsident, ist am Freitag gestorben. Der Tod des Staatsmannes bringt uns eine Episode aus dem Anfang der achtziger Jahre in Erinnerung, mit der wir uns schon einmal beschäftigt haben, die aber dennoch heute wiederholt werden möge. Die antisemitische Bewegung begann hier damals ihren Einzug zu halten. Taaffe subventionierte Broschüren gegen die Bewegung. Er unterstützte einen israelitischen Schriftsteller, der im Prozeß Rohling nachmals eine Rolle spielte, damit derselbe gegen den Antisemitismus wirke. Aber mehr noch, Taaffe sandte Vertrauensmänner zu einflußreichen Juden und versprach ihnen, die antisemitischen Umtriebe mit aller Macht unterdrücken zu wollen, wenn die Juden dafür sich von der deutschliberalen Partei lossagten, die Opposition aufgäben und ihn, Taaffe, unterstützten. Die Betreffenden haben das Anerbieten abgelehnt, sie wollten ihre politische Ueberzeugung nicht verkaufen, und verwiesen rücksichtslos der antisemitischen Bewegung auf die Staatsgrundgesetze. Wie sich hernach die Dinge gestaltet haben,

ist sattsam bekannt. Die Juden wurden für ihre Prinzipientreue bestraft, und die „Deutschnationalen“ (recte Antisemiten) danken es ihnen in ihrer Weise, daß die Juden die Deutschen nicht im Stich gelassen haben . . .

— („Geistiger Ritualmord.“) So würden wahrscheinlich Antisemiten-Blätter den folgenden Bericht überschrieben haben, wenn die aktiven Personen Juden wären. Wir aber geben ihn ohne Ueberschrift und ohne Glosse wieder, so wie wir ihn in der Krakauer Wochenschrift „Sprawedliwosé“ finden: Eine zwölfjährige Waise der verstorbenen Eheleute Getzel Theemann und seiner Gattin, aus einem Dorfe unweit Kalwary, stand bei einem Israeliten in Wadowice in Dienst. Dieser wohnt im Hause des christlichen Schlossermeisters Grzybek, welcher, nach Aussage einer Magd, die bei Grzybek bedienstet war, das Mädchen überredet haben soll, zum Christentum überzutreten. Der Schlossermeister Grzybek ersuchte auch einmal in Wadowice die Geistlichen dieser Diöcese das Kind zur Taufe zu bringen, welches Anliegen dieselben zurückwiesen. Im Monate Februar d. J. ist die zwölfjährige Leni Theemann vom Hause ihres israelitischen Dienstherrn in Wadowice verschwunden. Der Verdacht, das Kind weggeschafft zu haben, lenkte sich sogleich auf den Schlossermeister Grzybek. Der Advokat Dr. Korn in Wadowice überreichte gegen denselben im Februar d. J. eine Klage, in welcher die Zurückgabe des Kindes gefordert wird. Der erwähnte Schlossermeister behauptet, daß er das Mädchen einem Schneidermeister, namens Mecnarowski, übergeben habe und dieser gab zu Protokoll, daß er dasselbe in Krakau einem Gerichtsdiener übergeben habe, welcher aber nicht zu eruieren ist. Bis heute ist es dem Gerichte in Wadowice nicht gelungen, Grzybek zur Rückstellung des Kindes an die Verwandten desselben zu verhalten. Dieser Vorfall würde den Herrn Justizminister gewiß interessieren und wir bitten hiermit die israelitischen Herren Abgeordneten aus Galizien, daß sie die Güte haben mögen, denselben von diesem Ereignisse in Kenntnis zu setzen.

* **Die päpstliche Presse in Italien** polemisiert seit kurzem scharf gegen den Antisemitismus. Als unlängst ein deutscher Mitarbeiter im „Osservatore Cattolico“ über die bekannte antisemitische Kundgebung des deutschen Episkopats in Fulda berichtete, knüpfte das wegen seiner früheren Verbissenheit bekannte Blatt daran einige zustimmende Bemerkungen, worin es ausführte, daß der Antisemitismus in seinen verschiedenen Erscheinungsformen sich immer deutlicher von den Lehren des Christentums entferne, daß es demnach Pflicht des katholischen Klerus sei, ganz entschieden, ohne Rücksicht auf vereinzelte Ausnahmen, dagegen Stellung zu nehmen. Auch der „Osservatore Romano“ hat sich in ähnlicher Weise ausgesprochen, und als später ein deutsches Antisemitenblatt mit der Behauptung hervortrat, daß daß Episkopat in Fulda ganz im Gegenteil eine den Juden „sehr feindliche Entschließung“ gefaßt hätte, bemerte dieses hochoffiziöse vatikanische Organ lakonisch: „Unserem Wissen nach liegt hier ein grober Irrtum vor, und war unsere ursprüngliche Information durchaus zutreffend, wonach das Episkopat im Gegenteil den antisemitischen Auswüchsen scharf tadelnd entgegengetreten ist . . . Jede andere Darstellung ist unzutreffend.“ — Wir begrüßen diese Haltung mit Dank.

Hier und dort.

— Anläßlich des November-Avancements innerhalb der galizischen Korpskommanden wurden auch folgende jüdische Offiziere befördert: Hauptmann Isaak Csustina zum Artilleriezeugsverwalter in Przemysl (Majorsrang); zu Hauptleuten: die Oberlieutenant Filip Epstein, David Schapira, Camillo Eisenschimmel, Jacob Nossek und Moritz Feldmann; zu Oberlieutenanten: die Lieutenante Benedikt Herzan und Arthur Popper; zu Lieutenanten: die Kadetten Karl Ungar und Othmar Herzig. Ferner wurde Oberarzt Dr. Leon Weißberg zum Regimentsarzt und Lieutenant-Rechnungsführer Jakob Goldhardt zum Oberlieutenant-Rechnungsführer ernannt. — Unsere antisemitischen Leser, die schwache Nerven haben, ersuchen wir, diesen kurzen Bericht zu überschlagen.

— Wie das „K. Ung. Korr.-Bür.“ erfährt, hat der König von Ungarn das Gesetz über die freie Religionsübung genehmigt; das Gesetz werde nächstens veröffentlicht werden.

— Von der Wahl des Oberrabbiners in Bulgarien ist es wieder ganz still geworden. R. Jizchak Bakisch versieht die repräsentativen und amtlichen Obliegenheiten desselben und dürfte dies allem Anscheine nach noch recht lange thun. Die Gemeinde steht vor der Notwendigkeit, die Mittel für die Besoldung des Oberrabbiners zu beschaffen. Die provisorische Verwaltung hat beschlossen, auf drei der Gemeinde gehörenden Grundstücken Miethshäuser zu errichten, deren Ertrag für die Dotierung des Oberrabbiners, eventuell auch für den Bau der großen sephardischen Synagoge und für die Errichtung einer Mädchenschule bestimmt sein soll.

— Litterarische Notiz. Patriotische Reden! Unter dem Titel „Kaiser-Reden“ veröffentlicht Herr Dr. Kohn, Rabbiner in Inowrazlaw, eine Sammlung patriotischer Reden. Einige Reden zur Geburtstagsfeier Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm II., Festrede zur Feier des 25 jährigen Regierungs-Jubiläums Kaiser Wilhelm I., Gedächtnisrede auf Kaiser Wilhelm I., Gedächtnisrede auf Kaiser Friedrich III. u. s. w. bilden den Gehalt des patriotischen Werkes! Preis 1 Mark. Als Schul-Prämie besonders geeignet. Bestellungen sind an den Verfasser zu richten.

— Personalien. Herr Rawitscher ist von Sorau N.-L. nach Malmö in Schweden berufen worden. — In Breslau verschied vor einigen Tagen der langjährige Kantor der alten Synagoge, Herr M. Rosenthal. Fast vier Jahrzehnte hat der Verstorbene dort amtiert, und war wegen seines liebenswürdigen Charakters, seiner Schlichtheit und Geradheit allgemein beliebt. Er ruhe in Frieden!

— Zum Prediger und Vorbeter in Bremen wurde Herr Dr. Rosenack von hier gewählt.

Stachelzaundraht.

Einst und jetzt.

(Den „Liberalen“ ins Stammbuch).

Chanukkah, das Weihefest,
Ist wieder uns erschienen;
Welch' Lust und Freude blitzte einst
Aus aller Juden Mienen!

Wie wurde Makkabäer-Mut
Bewundert und besungen,
Doch wie die Alten sungen einst,
Nicht zwitschern jetzt die Jungen!

Wie stimmten weich den Sinn und mild
Mit ihrem Schein die Kerzen;
Die Weihelichtlein brachten Trost
Manch' schwergeprüftem Herzen.

Wozu braucht heut' man diesen Kram?
Wozu ein müßig Träumen?
Die Makkabäer „feiern“ sie
Jetzt unter Weihnachtsbäumen.

F. N.

Brief- und Fragekasten.

— Obgleich in der heil. Schrift „Channucka“ nur mit kurzem u vorkommt, findet man in andern Büchern häufig das Wort mit langem u. Selbst Heidenheim ist hierin nicht konsequent. Woher diese Inkonsequenz, welche um so befremdender, als das Fest, falls das Wort mit langem u geschrieben wird, nach grammatischer Regel Channuch o heißen müßte.

L. in H.

— Das Channuckafest kann an jedem Tag der Woche beginnen, nur nicht am Dienstag. Warum nicht?

L. in H.

— Hrn. H. Sch., Londorf. Wir können Ihre Frage nicht beantworten. Wenden Sie sich unter Berufung auf uns an Rabb. Dr. K. Kohler (115 E'. 71. Str.) oder an den öffentlichen Notar L. Levy (314 Second-Street), beide in New York, und Sie werden Antwort erhalten.

Wochen-	Nov. 1895.	Kislew. 5656.	**Kalender.**
Freitag . . .	6	19	
Sonnabend . .	7	20	וישב Sabb.-Ausg. 4,38.
Sonntag . . .	8	21	
Montag . . .	9	22	
Dienstag . . .	10	23	
Mittwoch . .	11	24	Abends 1. Chanukkalicht.
Donnerstag . .	12	25	1. Tag Chanukka.
Freitag . . .	13	26	2. Tag Chanukka,

Jüdische Gemeinde.

Gottesdienst.

Freitag, den 6. Dezember in allen Synagogen Abends 4 Uhr.

Sonnabend, den 7. Dezember in der alten Synag. Morgens $8^1/_2$ Uhr, in den übrigen Synagogen Morgens 9 Uhr.

Predigten Vormitt. 10 Uhr: Kaiserstr.-Synagog. Hr. Rabb. Dr. Rosenzweig, Nm. $3^1/_2$ Uhr: Kaiserstr.-Synag. Hr. Dr. S. Poznanski.

Jugendgottesdienst: Nachm. $3^1/_2$ Uhr Lindenstr.-Synagoge, Herr Rabbiner Dr. Stier,.

Abendgottesdienst $4^1/2$ Uhr.

Gottesdienst an den Wochentagen: Alte Synag. u. Kaiserstr.-Synag. Morg. 7 Uhr. Neue Synag. u. Lindenstr.-Synagoge Morg. $7^1/_2$ Uhr, Abends in allen Synag. 4 Uhr.

Festgottesdienst

zur Chanukka-Feier.

Mittwoch, den 11. Dezember in allen Synag. Abds. $4^1/_4$ Uhr.

Predigten:

Alte Synagog. Hr. Rabb. Dr. Maybanm. Neue Synag. Hr. Rabb. Dr. Stier. Kaiserstr.-Synag. Hr. Rabb. Dr. Weisse, Lindenstr.-Synag. Hr. Rabb. Dr. Rosenzweig.

Sögel (Hannover). Sofort El., K., Sch. Fix. 12—1300 Mk. Meld. an J. Weinberg.

Dettensee (Hohenzoll.) Z. 1. 1. El., K. Fix. 1000 Mk., fr. W. u. Nbk.

Heilbronn. Zum 1. 4. L., K. Ausk. beim Isr. Kirchenvorsteheramt.

Thiengen (Baden). Sem. geb. unverh. Rl., K., Sch. Fix. 600, Nbk. 600 Mk. u. fr. W.

Czarnikau. Sof. 2. Sch., Hilfsk., Gemeinded. Fix. 1000 Mk., fr. W. u. Nbk.

Cuxhaven. Zum 1. 4. unverh. Rl., K., Sch., Kore. Fix. 600 Mk., freie Station, Wohn. u. Nbk. Gelegenh. z. Priv.-Unterr. Meld. an B. J. Bradz.

Schocken (Posen). Zum 1. 1. K., Sch. Fix. 1000 Mk. u. Nbk. Reisek. d. Gew.

Batsche (Posen). Zum 1. 2. K., Sch. Fix. 500 Mk. Nbk. 450 Mk. Reisek. d. Gew.

Arolsen (und Mengeringshausen). Zum 1. 1. Rl., K., Sch. für beide Gem. (3 Kilom. von einander entfernt.) Fix. 1000 Mk. Nbk. 400 Mk. Meld. an B. J. Baer, Mengeringshausen.

Quittung: Für den leidenden Kollegen sendet Hr. Kantor W. Plonski als Sammlung aus seiner Gemeinde 9 Mark 30 Pf. H. S. Gelbart, Magdeburg.

Chebra Gemilus Chassodim.

Israelitischer Wohlthätigkeits-Verein.

Wir machen hierdurch die Mitteilung, daß am **Sonnabend, den 14. Dezember 1895**, in der **Synagoge, Alte Schönhauserstr. 42** für Mitglieder, Freunde und Gönner unseres Vereins, wie alljährlich, ein **Fest-Gottesdienst** abgehalten wird.

Unser Vereinsmitglied Herr Rabbiner Ellenbogen hat an diesem Tage seine Synagoge, welche geschmückt, dem Verein Gemilus Chassodim zur Verfügung gestellt, sowie die Festrede gütigst übernommen.

Beginn des Gotlesdienstes Morgens 9 Uhr.

Beginn der Predigt Vorm. 10 Uhr.

Wir bitten um recht zahlreiche Beteiligung.

Der Vorstand.

J. A.: **J. Rosenthal,** Vorsitzender, Landsbergerstr. 76.

P. S.: **Für die Damen sind genügend Plätze reserviert. D. O.**

An der

Samsonschule

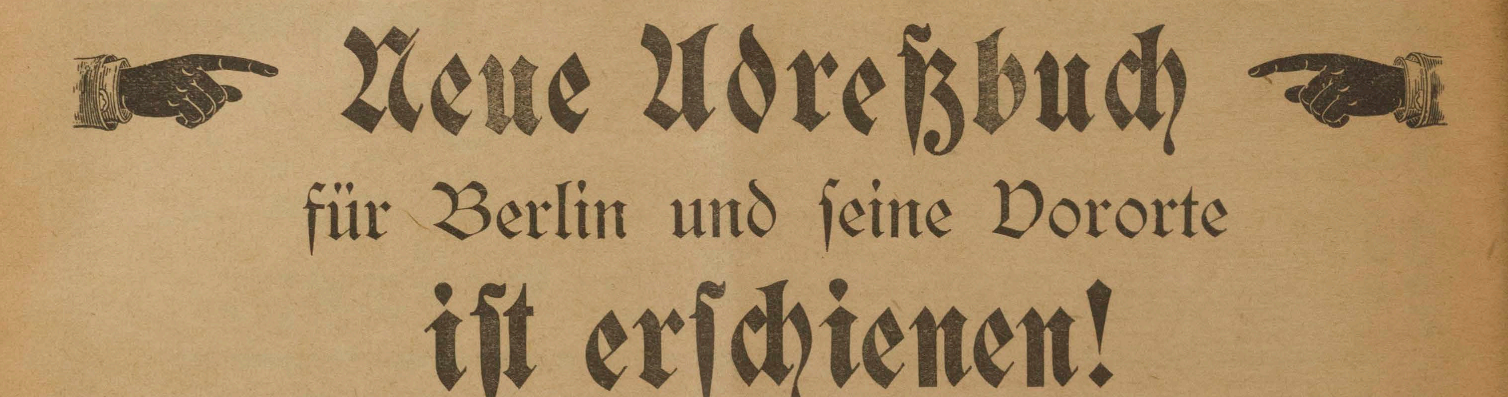
in **Wolfenbüttel** wird zum 1sten April ein **unverheirateter Elementarlehrer gesucht,** der beide Prüfungen bestanden hat. Nach Ablauf eines Jahres erfolgt definitive Anstellung. Meldungen an den Direktor **Dr. Tachau.**

Zum baldigen Antritt suchen wir bei einem fixierten Gehalt v. 1200 M. nebst Nebenrevenüen, einen tüchtigen

Kultusbeamten.

Baldige Meldungen sind an Hrn. Moritz Henschel zu richten.

Der Vorstand der Synagogen-Gemeinde zu Soran N./L.



Zur Einführung.

Das Erscheinen des Neuen Adreßbuches, welches zum ersten Male vor das Urteil der Oeffentlichkeit tritt, macht es mir vor allem zur Pflicht, meinen aufrichtigsten Dank für die Hilfsbereitschaft auszusprechen, welche ich bei dem im Stadium der Neuschaffung besonders schwierigen, vielverzweigten und zeitraubenden Werke allenthalben in so reichem Maße gefunden habe. Neben den Staats- und Gemeindebehörden, den Leitern öffentlicher Anstalten und anderen maßgebenden Persönlichkeiten gebührt der Ausdruck meines Dankes der gesammten Eiwohnerschaft unserer Reichshauptstadt und ihrer Vororte, welche ausnahmslos meinen Beamten stets in liebenswürdigster, hilfsbereiter Weise begegnet ist und denselben mit Erteilung erbetener Auskünfte zur Seite gestanden hat; der Herren Hauseigentümer und Vicewirte nicht zu vergessen, die sich keine Mühe verdrießen ließen, die Zusammenstellung unserer Listen zu fördern und dieselben nötigenfalls zu berichtigen. Besonderer Dank gebührt auch allen Denen, welche mir schon auf die bloße Ankündigung des Werkes hin durch ihre Vorbestellungen den Beweis ihres ehrenden Vertrauens gegeben haben. Weit über 30,000 Exemplare sind es, welche die Subscriptionsliste aufweist, eine Zahl, welche die gewöhnliche ganze Auflage der bisherigen Berliner Adreßbücher um mehr als das Doppelte übersteigt.

Ein näheres Eingehen auf die Eigenschaften und Vorzüge des Neuen Adreßbuches glaube ich mir versagen und eine Würdigung derselben dem Urteile des verehrlichen Publikums überlassen zu dürfen. Ich beschränke mich nur auf folgende kurze Hinweise.

Nach dem Beispiele der Adreßbücher in den großen Weltstädten Europas und Amerikas habe ich eine Spaltung des Werkes vermieden und das Neue Adreßbuch in einem Bande von entsprechend großem Formate hergestellt. Hierdurch kommt das lästige Suchen in zwei Teilen, das mit der Zweiteilung notwendig verbundene Nachschlagen zweier oder mehrerer Register, deren Auffindung selbst immer schon einen Zeitaufwand erfordert, gänzlich in Wegfall.

Das Neue Adreßbuch enthält nahezu alle Haushaltungen Berlins und der Vororte, indem es insbesondere auch die nicht selbständigen Gewerbetreibenden aufgenommen hat. Dasselbe weist ca. **80,000** Haushaltungen und Geschäfte **mehr** auf, als man in den bisherigen Berliner Adreßbüchern zu finden gewohnt ist. Sämtliche Fernsprechanschlüsse sind im Verzeichnis der Einwohner mit „Amt" und „Nummer" angegeben, sodaß das Nachschlagen in einem Telephon-Adreßbuch entbehrlich gemacht ist.

In dem Teile „Straßen und Häuser" ist jeder Straße ein Plan vorangesetzt, welcher ein getreues anschauliches Bild der Straße und ihrer Querstraßen bietet. Außerdem führt dieser Teil neben den Familiennamen aller Bewohner auch die abgekürzten Vornamen derselben an, eine Einrichtung, welche sicherlich allgemein willkommen geheißen werden wird. Das am Schlusse dieses Teiles angefügte Verzeichnis sämmtlicher Hauseigentümer mit Angabe der einem Jeden gehörigen Grundstücke dürfte nicht nur von Denen als die Erfüllung eines dringenden Wunsches empfunden werden, welche an dem Grundstücksmarkte interessiert sind.

Der Gewerbeteil ist den Bedürfnissen des vielgestaltig sich entwickelnden praktischen Lebens angepaßt und enthält über 1700 specialisierte Gewerbebetriebe. Andererseits sind aus dem Gewerbeteile Stände, welche nicht zu den gewerbetreibenden gehören, wie z. B. Aerzte und Rechtsanwälte, an eine andere, passendere Stelle verwiesen.

Der allgemeine und behördliche Teil ist besonders eingehend behandelt und enthält eine Reihe praktisch wichtiger Angaben und Hinweise, welche man in den hiesigen Adreßbüchern vergeblich suchte, ebenso ist der die 22 Vororte behandelnde Teil mit einer bisher nicht üblichen Ausführlichkeit bearbeitet worden.

Das am Eingange des Adreßbuches befindliche ausführliche Sachregister macht jedes Teilregister entbehrlich und ermöglicht die Auffindung alles Gesuchten schnell und zuverlässig. Seine zahlreichen, den Bedürfnissen des täglichen Lebens angepaßten Hinweise werden dasselbe sehr bald zu einem unenibehrlichen Führer durch alle öffentlichen Einrichtungen der Residenz machen.

Endlich mag auf den Verkehrsplan von Berlin und den Vororten, welcher dem Neuen Adreßbuche beiliegt, hingewiesen werden; derselbe erstreckt sich auch auf die entlegeneren Vororte und dürfte wegen seiner klaren Uebersichtlichkeit und der verschiedenfarbigen Einzeichnung sämmtlicher Linien der Pferdebahn, Dampfbahn 2c. besondere Beachtung verdienen.

Im Bewußtsein, daß Bestmögliche geleistet zu haben, hoffe ich mit Hilfe des sorgfältig ausgewählten und geschulten Beamtenheeres von über 450 Personen, welche in diesem Jahre das gewaltige Material gesammelt und mit dankenswerter Gewissenhaftigkeit bearbeitet haben, das Neue Adreßbuch von Jahr zu Jahr immer vollkommener zu gestalten. Voraussetzung hierfür ist allerdings die fernere stete Hilfsbereitschaft aller Derer, welche dasselbe schon in diesem Jahre so wirksam und einmütig gefördert haben.

Mit der Bitte, daß diese Hilfsbereitschaft mich bei meinem dem allgemeinen Interesse gewidmeten Bestreben auch fernerhin begleiten möge, verbinde ich die Versicherung, daß jeder Hinweis auf etwaige Irrtümer mit Dank entgegengenommen, jeder Verbesserungsvorschlag, jede Anregung sorgfältig geprüft und geeignetenfalls berücksichtigt werden wird.

August Scherl.

NB. Die vorbestellten Exemplare des Neuen Adreßbuches werden von jetzt an gegen Zahlung des Vorbestellpreises von 6 Mark pro Exemplar portofrei durch die Berliner Packetfahrt-Gesellschaft zugestellt. Weitere Bestellungen werden zum Ladenpreise von 7 Mark 50 Pf. pro Exemplar von der Expedition des „Neuen Adreßbuches für Berlin und Vororte" Berlin SW., Zimmerstraße 40/41, entgegengenommen.

Verantwortlicher Redakteur: A. Levin in Berlin. — Druck von E. Wertheim, Berlin NW 7, Friedrichstr. 94. Exped.: Gr. Hamburgerstr. 21